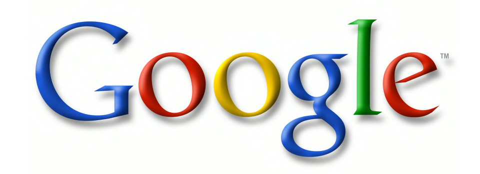
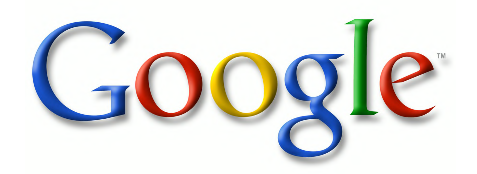



Google

 Sonnenfels Briefe


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969





BRIEFE

VON

SONNENFELS.

ALS BEITRAG ZU SEINER BIOGRAPHIE

MIT EINER EINLEITUNG UND MIT ANMERKUNGEN

HERAUSGEGEBEN

VON

HERMANN ROLLETT.

„O mein theurer Freund, wie viel waget ein Mann nicht in einem Lande, zu denken, wo es Kriegsheere von Leuten giebt, denen daran liegt, dass die Vernunft nirgend einen Strahl ihres Lichtes senden möge, bei dem man etwan die Hässlichkeit dieser Niederträchtigen in wahrer Gestalt erblicken möchte."

Sonnenfels an Klotz.

WIEN, 1874.
WILHELM BRAUMÜLLER
K. K. HOF- UND UNIVERSITÄTSBUCHHÄNDLER.

TME

INHALT.

EINLEITUNG.

In der kurzen biographischen Schilderung des „Montesquieu Oesterreichs", Josef von Sonnenfels, die im fünften Bande der „Oesterreichischen National-Encyklopädie" (Wien, 1836) enthalten ist, sagt der ebenso fleissige als originelle Wiener Antiquar und Schriftsteller Franz Gräffer — welcher Sonnenfels auch in seinem höchst interessanten Werk: „Kleine Wiener Memoiren" (Wien, 1845, 3 Thle.) mehrfach vorführt — am Schluss der Lebensskizze: „Die pragmatische Biographie und Charakteristik desselben, der da einzig durch sein Genie und seine schöpferische Thatkraft so Grosses gewirkt, wie vor und wahrscheinlich auch nach ihm kein Einzelner (im Bereich seiner Wirksamkeit), wäre wohl ein edler Stoff für eine eigene Preisaufgabe"; und er fügt hinzu, dass Sonnenfels nie von Oesterreich vergessen sein wird, „wenn er gleich kein öffentliches Monument hat". — In der letzteren Beziehung ist nun der in Form eines Vorwurfes gekleidete Wunsch des wacker strebenden verewigten Gräffer (der trotz seiner emsigen Thätigkeit im „Versorgungshause" sterben musste) schon seit mehreren Jahren erfüllt; — an der Elisabethbrücke zu Wien steht die lichte Marmorstatue des merkwürdigen Mannes in feingeistiger Gestaltung von Hans Gasser's Hand. Der erstere Wunsch ist aber bis heute noch unerfüllt geblieben. Sonnenfels ist noch in keiner selbstständigen, umfassenden Biographie dargestellt. Die Aufgabe ist noch zu lösen.

Woher kommt das? Warum macht sich, oder wagt sich keine der so gewandten und gewiegten Biographen-Federn der

Gegenwart an das gewiss ebenso wichtige, als zugleich dankbare Werk?

Diese bedauernswerthe Unterlassung würde erklärlich sein, wenn zureichendes lebensgeschichtliches Material über Sonnenfels nicht vorhanden wäre. Dies ist jedoch gar nicht der Fall. Aber wahrscheinlich ist es theilweise nur nicht genug bekannt, obwohl die Wiener und andere Blätter gerade im Laufe der letzten Jahre viel Bezügliches enthielten. Hat ja sogar in allerjüngster Zeit der begabte, strebsame Friedrich Kaiser einen „Sonnenfels" auf die Wiener Bühne gebracht. Aber ein durchgearbeitetes, den Anforderungen der Gegenwart entsprechendes biographisches Werk über Sonnenfels fehlt.

Ohne Zweifel weiss wohl Jeder, der sich um derlei Dinge bekümmert, davon, dass eine Selbstbiographie des genialen Sonnenfels vorhanden ist, die das Werk: „Das gelehrte Oesterreich" (Wien, 1776; II. 1778) von Ignaz De Luca enthält, welcher letztere verdienstvolle Gelehrte — der die von Sonnenfels bis zum Jahre 1775 geführte Arbeit bis zum Jahre 1778 fortsetzte — mit Diesem in intimer Beziehung stand, und im Jahre 1768, auf Veranlassung des Hofrathes von Sonnenfels, welchen er seinen zweiten Vater nannte, Privatvorlesungen über die politischen Wissenschaften zu halten begann. Aber manche andere Quelle, neben dieser bis 1778 reichenden, ist vielleicht ganz unbekannt, oder wenigstens unbeachtet und vergessen.

Ein neuerliches Hinweisen auf solche verborgen liegende Quellen für die Lebensgeschichte des mit der grossen geistigen Bewegungsepoche des 18. Jahrhunderts zusammenhängenden bedeutenden Oesterreicher's dürfte Pflicht eines Jeden sein, der durch Forschung oder Zufall in der Lage ist, es zu thun.

Dies ist der Grund für die vorliegende Publication.

Was nun die Quelle selbst betrifft, so ist dieselbe ein — meines Wissens — jedenfalls wenig bekanntes, weder in Oettinger's unbeschreiblich fleissig gearbeiteter „Bibliographie biographique" (Leipzig, 1850 und 1854), noch in Goedeke's unglaublich reichhaltigem, literaturgeschichtlichem „Grundriss" (Dresden, 1862) angeführtes, in meinem Besitz befindliches Buch, betitelt:

„Briefe deutscher Gelehrten an den Herrn Geheimen Rath Klotz." Herausgegeben von J. J. A. von Hagen. Halle, 1773. 2 Thle.

Dieses interessante Werk, welches mit dem fest und heiter blickenden, feingeschnittenen Bildnisskopf des geistvoll-lebendigen, 1771 — erst 33 Jahre alt — verstorbenen, als kunstkritischer und überhaupt literarischer Heisssporn, besonders durch seinen Kampf mit Lessing allbekannten Professors Klotz in einem ganz guten Kupferstich von M. Stock ausgestattet ist, und — wie der Herausgeber sagt — „nur einen kleinen Theil von dem weit ausgebreiteten Briefwechsel des Verstorbenen bringt", enthält unter den Briefen vieler deutschen Gelehrten und schönwissenschaftlichen Schriftsteller auch solche von mehreren Oesterreichern, von Denis, Gebler, Mastalier, und an der Spitze von Sonnenfels. Die Anzahl der Briefe des Letzteren, die sämmtlich aus Wien datirt sind, beläuft sich auf neun, und sie umfassen den Zeitraum vom 25. October 1768 bis zum 9. März 1770. Sie sind alle von hoher Bedeutsamkeit, sowohl in Bezug auf den Schreiber derselben,[1] als auch bezüglich Dessen, an den sie gerichtet sind, — abgesehen von den hellen darin auf die damaligen Zustände und hervorragenden Persönlichkeiten geworfenen Streiflichtern.

Es geht aus diesen Briefen einerseits die reiche, vollwirkende, edle Natur des Geistesstreiters Sonnenfels, wie andererseits die — trotz aller ihm gewordenen Anfeindung — mächtige, in die entscheidenden Geisteskämpfe der grossen Aufklärungszeit tief eingreifende, wenn auch nur hauptsächlich für seine Zeit bedeutsam gewesene Persönlichkeit des „berüchtigten" Klotz hervor, über welchen — da „von dessen selbstständiger Bedeutung heute Niemand mehr etwas weiss" — hier, des Zusammenhanges wegen, Einiges im Umriss eingeflochten sei.

---

[1] Adolf Stahr sagt zwar in seinem — übrigens geschickt gearbeiteten, wenn auch fast panegyrischen Buch: „Lessing's Leben und Werke" (2. Aufl., Berlin 1862, II. Bd., S. 24) in wegwerfendem Ton „. . . nicht nur die Wiener Literaten, die Sonnenfels, Mastalier und Denis, nicht nur die Dusch und Pastor Lange, auch Männer von berühmten Namen ergriffen heimlich und offen für Klotz Partei."

Christian Adolf Klotz, geb. 1738 zu Bischofswer
in der Lausitz, wurde 1762 Professor der Philosophie in Go
tingen und 1765 Professor der Beredsamkeit in Halle,
er als geheimer Rath 1771 starb. Das gewöhnliche Urtl
über ihn, dem übrigens selbst seine Feinde „Gelehrsamkeit ı
Genialität" nicht absprachen, lautet etwa also: „Seine Su(
in der gelehrten Welt — namentlich in den Alterthumswiss
schaften — den Ton anzugeben und das Oberrichteramt s
beizulegen, zog ihm viele Gegner zu, unter welchen Lessi
der seinem Ruf gefährlichste wurde."

Ohne allen Zweifel ist es Thatsache, dass Klotz,
Bewusstsein seiner hohen Begabung und getrieben von sein
raschbeweglichen Naturell, sich zum Angriff oft hitziger
drängt fühlte, als zu wünschen war. Eine stark angele
Natur, wie die seine, musste in ihrer Weise mit der volls
Initiative in allen Dingen seines Kreises einzutreten streb
was er allerdings meist rückhaltlos — oft sogar rücksicht:
und sich dem Verdacht aussetzend, für egoistisch und in
guant gehalten zu werden, that. — In Wahrheit war a
Klotz ein ernst strebender genialer Geist; und man brau
sich nicht zu scheuen, eine Lanze für ihn einzulegen — ı
zwar auf die Gefahr hin, noch entschiedener „der schwä
lichen Theilnahme verfallen" zu erscheinen, „wie sie sich"
nach Adolf Stahr's Worten — „neuerdings für den ‹
Apollon-Lessing geschundenen Marsyas (z. B. bei Guhrau
II. 1. S. 231 ff. und im Brockhaus'schen Conversations-Lexil
in dem Artikel über Klotz) kundgegeben hat".[1] Klotz (ü
welchen so viel und so lang gescholten worden, dass r

[1] Auch Goethe nahm — was Stahr zwar einen „Jammer" nenn
für Klotz gegen Lessing Partei und rechnete Lessing's Polemik ge
Klotz unter die Ursachen, die dazu dienten, „die schöne Zeit der deutsc
Literatur, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wur‹
ihrem Ende zuzuführen.

Ferner ist es eine interessante Thatsache, dass der bedeutende, ı
verstorbene Germanist Holtzmann in seinen Collegien zu Heidelberg
Nachweis lieferte: welche grossen Vorwürfe man Lessing in seinem Kan
gegen Klotz machen könne, und dass Ersterer mit Anwendung al
Mittel es förmlich darauf abgesehen hatte, den mächtig aufstrebenden Kl
nicht aufkommen zu lassen.

endlich auch wieder einmal ein Wort der unbefangenen Anerkennung für ihn laut werden mag) war nicht nur eine hochbegabte,[1] sondern auch eine hochedle Natur.[2]

---

[1] Die Richtung und das Streben des früh „als geschmackvoller und eleganter Antiquar, als feiner Kunstkenner und geistreicher Kritiker" bekannten Klotz war — wie auch Stahr anerkennen muss —: „die Wissenschaft des Alterthums, seiner Kunst und Literatur durch geschmackvolle Popularisirung mit den ästhetischen und literarischen Bildungsbestrebungen der Zeit zu vermitteln". Sein eleganter lateinischer Styl in Prosa und Poesie „entzückte alle Welt". Seine Ausgabe des Tyrtäus erweckte vieles Interesse und seine Briefe über Homer verriethen „für jene Zeit mehr Geist in Behandlung der Alten, als man bei den damaligen Philologen zu finden gewohnt war".

[2] Der Herausgeber der „Briefe deutscher Gelehrten" — der, wenn er auch etwas enthusiastisch erscheint, doch gewiss in der Hauptsache die Wahrheit spricht — sagt in der Vorrede: „Der grösseren Anzahl von Rechtschaffenen aber, die Klotzen nicht persönlich, sondern nur nach dem Gerüchte seiner Freunde und Feinde gekannt haben, diesen zum Unterrichte will ich nur noch einige Worte von dem sittlichen Charakter dieses, selbst nach dem Geständniss seiner Zeitgenossen, grossen Mannes hinzuthun."

„Man brauchte Klotzen nur einmal gesehen zu haben, um von der Grösse seines Genies sich einen würdigen Begriff zu machen. Eine offene, freie Stirne, Augen, die zu brennen schienen, und eine unglaublich schnelle und unaufhörlich arbeitende Bewegung der Gesichtsmuskeln liessen Niemanden, selbst seinen Feinden, einen Zweifel von der Geschwindigkeit und Thätigkeit seines Geistes übrig. Und eben so leicht war es seinen sittlichen Charakter zu durchschauen. Ein Umgang von einigen Tagen war hierzu hinlänglich genung. Viele, die dieses lesen, und Klotzen gesprochen haben, wäre es auch nur bei einer Durchreise geschehen, werden mir in ihrem Herzen Beifall zurufen, wenn ich sage: Klotz hatte das fühlbarste, das freundschaftlichste und redlichste Herz von der Welt; seine Freundschaft belebte eine Wärme, eine Dienstwilligkeit, die im eigentlichsten Verstande ausserordentlich war; bei ihm war nur ein kleiner Schritt von den ersten Empfindungen der Freundschaft bis zur Vertraulichkeit. Ein allgemeines Wohlwollen war die erste Stimmung seiner Seele, die ihren nächsten Grund zugleich mit in der natürlichen Feinheit und Empfindlichkeit seines Nervensystems hatte. Die widrigen Umstände seiner Freunde rührten ihn mit einer ungewöhnlichen Stärke, und oft that er mehr, als ihm andere Pflichten zu erlauben schienen, diesen seinen Freunden heitere und ruhige Tage zu verschaffen. Widerspruch, seine Feinde mögen sagen, was sie wollen, ertrug er, wenn er ihm auf diejenige Art gemacht wurde, wie man ihn Leuten von ausgemachter Gelehrsamkeit machen muss. Aber, wenn Leute ihm auf eine so grobe Art widersprechen wollten, die eben selbst nicht viel von dergleichen Dingen verstunden, dann ging es ihm freylich bisweilen so, wie es

Sein bekannter grosser Conflict mit Lessing, dessen 1766 erschienenen „Laokoon" Klotz angegriffen hatte, wodurch Lessing zu seinen in den „Briefen antiquarischen Inhalts" (Berlin, 1768—69) gesammelten, brillant geschriebenen scharfen Entgegnungen veranlasst wurde, und in welchen er — wie ein allerdings treffendes Wort darüber lautet — „seinen Gegner so genau zu bezeichnen wusste, dass er als Gattung feststeht", gewinnt eine ganz andere Gestalt, wenn man in der von Hagen herausgegebenen Sammlung von Briefen, aus welcher eben auch die vorliegenden Briefe von Sonnenfels entnommen sind, das aus dem Jahre des Erscheinens des „Laokoon" herrührende Schreiben Lessing's an Klotz liest. Es steht dasselbe im 2. Thl., S. 178—80, und Lessing mag im 52. seiner „Briefe antiquarischen Inhalts" noch so sarkastisch die Sache

allen grossen Leuten von jeher gegangen ist, dass er manchmal einen Irrthum, der bloss aus der Geschwindigkeit, mit der er arbeitete, herrührte, wegen der Heftigkeit seiner Gegner vertheidigte, und mit seinen Freunden belachte. Widersprach man ihm aber auf eine liebreiche Art, so, dass man ihm keinen Verdacht von heimlicher Bosheit übrig liess; so war er sehr bereitwillig, seinen Fehler zu gestehen und ihn zu verbessern. Dieses allgemeine Wohlwollen und die offenherzige Vertraulichkeit mit seinen Freunden artete endlich bey ihm zu einen Fehler aus. Er hatte nichts vor seinen Freunden geheim. Bei der Wahl dieser Freunde war er nicht behutsam genung, weil er überhaupt die Menschen vor besser hielt, als sie oft sind. Mithin schlich sich nicht selten ein Judas in seine Vertraulichkeit ein, missbrauchte sie auf eine niederträchtige Weise, und, da dieses mehr als einmal geschah, ward der beste Mann argwöhnisch und misstrauisch auch gegen Diejenigen, welche nicht seine Feinde waren. Dieses Misstrauen nährten seine heimlichen Verfolger noch mehr. Ich selbst habe zwei Briefe in Händen, wodurch ich alle Stunden einen sehr angesehenen Mann eines Meyneids überzeigen will, der zu eben der Zeit Klotzen die heiligsten Versicherungen gab, sich in die Kabale seiner Feinde nicht einzulassen, da er ihn um eine wichtige Stelle auf einer gewissen Universität brachte. Dergleichen niederträchtige Verschwörungen, die man ganz im Stillen gegen ihn machte, mussten ihn nothwendiger Weise aufbringen, und seine natürliche Hitze des Temperaments brachte ihn leicht dahin, seinen heimlichen Feinden die Larve öffentlich vom Gesicht zu reissen und ihnen zu sagen, dass er sich lieber öffentlich Feinde, als heimtücksche Freunde wünsche. Ueberhaupt hatte Klotzen's Seele die männliche Festigkeit noch nicht angenommen, welche sie eben anzunehmen anfing, da sein frühzeitiger Tod sich näherte." —

behandeln, sein Schreiben — von welchem er nur ein Bruchstück mittheilt — kann er doch nicht ungeschrieben machen.

Es lautet wörtlich also:

Berlin, den 9. Juni 1766.

„Auch ich erinnere mich sehr wohl, in meiner Kindheit, mit einem Vetter, welcher zu Putzkau, eine halbe Meile von Bischofswerde, Pastor war, und meine Unterweisung über sich genommen hatte, zu verschiedenen Malen in Ew. Wohlgebohrn. väterlichen Hause gewesen zu sein. Nothwendig werde ich auch Dieselben damals gesehen und gekannt haben, ob mir schon nur ein sehr dunkles Bild davon beywohnet. Aber auch ohne ein dergleichen deutlicheres Bild, hat, seit Dero ersten Eintritte in die gelehrte Welt, Ihr blosser Name jederzeit meine ganze Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Ich glaubte Ihre Schriften als das Werk eines alten Freundes betrachten zu dürfen; und urtheilen Sie selbst, ob der rühmlichen Erwähnungen, die ich von mir darin zu finden das überraschende Vergnügen hatte, mich in dieser Vorstellung bestärken können. Ich bekenne es; sie hätten, diese schmeichelhafte Erwehnungen, mir eine Einladung seyn sollen, mich Ihnen wiederum zu nähern, und den ersten Schritt zu thun um einer gleichsam angebornen stillschweigenden Freundschaft das Siegel der Erklärung aufzudrücken. Ich würde es auch neulich, bei Gelegenheit meines Laokoons gethan haben; allein ich befürchtete, mein Brief möchte mehr eine schriftstellerische Empfehlung, als eine freundschaftliche Aeusserung scheinen. Kurz, es war Ihnen aufbehalten, mir auch hierinnen zuvorzukommen.

Ich verspreche meinem Laokoon wenig Leser; und ich weiss es, dass er noch weniger gütige Richter haben kann. Wenn ich Bedenken trug, den einen davon in Ihnen zu bestechen: so geschah es gewiss weniger aus Stolz, als aus Lehrbegierde. Ich habe Ihnen zuerst widersprochen; und ich würde sagen, es sei blos aus der Absicht geschehen, mir Ihre Widersprüche ohne allen Rückhalt zu versichern, wenn ich glaubte, dass ein rechtschaffner Mann erst gereitzet werden müsste, wenn er nach Ueberzeugung sprechen sollte. Der hässliche Thersites soll unter uns eben so wenig Unheil stiften, als ihm vor Troia zu stiften gelang. Schreibt man denn nur darum, um immer Recht zu haben? Ich meyne mich um die Wahrheit eben so verdient gemacht zu haben, wenn ich sie verfehle, mein Fehler aber die Ursache ist, dass sie ein anderer entdeckt, als wenn ich sie selber entdecke. Mit diesen Gesinnungen kann ich mich auf Ihr ausführliches Urtheil in den Actis Litter. nicht anders als freuen.

Eben so sehr freue ich mich auf Ihren neuen Commentar über den Tyrtäus, so wie auf Ihre übrige gelehrte Arbeiten. Aber sollte sich ein Gelehrter über die Bedenklichkeiten, uns den ganzen Strato mitzutheilen, nicht hinwegsetzen können? Was kann darin vorkommen, was wir nicht schon in zwanzig alten Schriftstellern gelesen? Zu dem würde das Griechische dem etwanigen Aergernisse die Schranken enge genug setzen, wenn das Freyste ohne Uebersetzung und Anmerkungen bliebe.

Ich reise in einigen Tagen nach Pyrmont, und denke wenigstens meinen Rückweg über Halle zu nehmen. Ich bitte um Erlaubniss, Ihnen meine Aufwartung machen zu dürfen. Auch nur einen Augenblick, da ich das Vergnügen haben werde, Ihnen mündlich meiner Hochachtung und Ergebenheit zu versichern, wird unter den Vortheilen, die ich mir von meiner Reise verspreche, nicht der geringste sein." Ich bin u. s. w.

Lessing.

In Betracht des Inhaltes dieses ohne allen Zweifel unzweideutigen Schreibens Lessing's muss „der hässliche Thersites" doch auch hier nach der Hand „Unheil" angestiftet haben. Uebrigens ist es einerseits gewiss nur vortheilhaft gewesen, dass Lessing — der seinen Gegner im Ganzen jedenfalls hoch überragte und der in der Sphäre der Kunstkritik immer der grosse, epochemachende Denker bleibt, welcher im Bereich der Kunst die bis dahin, wenigstens theoretisch unbeachtet gebliebenen scheidenden Grenzlinien fand u. s. w. — dass Lessing durch die Einwendungen des genialen, der Anmassung beschuldigten Klotz Gelegenheit erhielt, seine — um hier nur das Hauptsächliche zu erwähnen — im „Laokoon" ausgesprochenen Ansichten theils weiter zu entwickeln, theils mit neuen Gründen zu unterstützen; und andererseits ist es Sache ruhiger unbefangener Untersuchung, ob Klotz — bei aller Hochstellung und Anerkennung Lessing's (der jenen selbst „einen Gelehrten, von sonst sehr richtigem und feinem Geschmack" genannt) — in Manchem nicht das Richtige erkannt, und ob er nicht in einzelnen Dingen den Nagel auf den Kopf getroffen.[1] Mindestens in Hinsicht auf das von Klotz mit vieler Liebe und grösstentheils auch mit vieler Kenntniss geschriebene Werkchen: „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine" (Altenburg, 1768), über welches Lessing — in einigen Punkten allerdings nicht ohne Berechtigung — arg herfiel, ist es bestimmt (und der Verfasser dieser Einleitung ist im bezüglichen Fach — als mit Ausarbeitung einer ausführlichen Gemmenkunde beschäftigt — vielleicht hinlänglich

[1] Gleim schrieb (am 8. Febr. 1767) an Klotz: „Mit Ihren Erinnerungen kann und wird Herr Lessing eben so zufrieden sein, als mit Ihrem Lobe."

bewandert, um dies behaupten zu können), dass der verdienstvolle Klotz gerade in dem speciellen Fach der „geschnittenen Steine", von denen er treffend sagt, dass ihre Sammlung „für den Künstler eben so viel Nutzen und Reiz, als für den Gelehrten hat" — im Ganzen ein nicht geringeres Verdienst um die Verbreitung dieser wichtigen Wissenschaft in Anspruch nehmen kann, als der ihn geistsprühend bekämpfende Lessing, welcher — wie auch der tiefeingehende Stephani in seiner Schrift über „Steinschneider des Alterthums" (St. Petersburg, 1851, S. 18) ausgesprochen — „die Gemmenkunde nur flüchtig berührte".[1]

Lessing — eben auch ein Mensch — gieng in seiner animosen Stimmung gegen Klotz, als den Verfasser des ihn ganz rücksichtsvoll angreifenden Buches über die „geschnittenen Steine", so weit, dass er seine Animosität auch auf diese ebenso reizende, als in wissenschaftlicher und Kunst-Beziehung hochwichtige Kunstgattung selbst ausdehnte, indem er selbe (XI. 209, 411, 418) sogar der künstlerischen Uebung des Auges für nachtheilig erklärte, da die Schönheit sich in so kleinen Figuren nicht so deutlich empfinden lasse, dass sie auf die Ausführung im Grossen einigen Einfluss haben könnte. (!)

[1] Das oben erwähnte Verdienst des von Lessing mit jeglicher Gattung von Waffen niedergeschlagenen Klotz wird wohl auch durch die unbefangene in Sonnenfels' Brief vom 21. Januar 1769 angeführte Auffassung von Seite des gelehrten Born bezüglich dieser Sache bestätigt. — Aber es sei hier einmal dem bestverleumdeten Klotz selber kurz das Wort gegeben. Er schreibt in seinem zuletzt erwähnten Buch (S. 140—42): „Wie hat es einem unserer besten Kunstrichter (Lessing, im „Laokoon", S. 223) einfallen können, zu sagen, dass man so gar vieler Gemählde nicht erwähnt finde, die die alten Mahler aus dem Homer gezogen hätten, und dass es nicht der alten Artisten Geschmack gewesen zu sein scheine, Handlungen aus diesem Dichter zu mahlen? Die Homerischen Gedichte waren ja gleichsam das Lehrbuch der alten Künstler, und sie borgten ihm ihre Gegenstände am liebsten ab. Erinnerte sich Herr Lessing nicht an das grosse Homerische Gemählde des Polygnotus? (vid. Pausan. L. X. c. 25) . . . Unter denen von Philostratus beschriebenen Gemählden sind drei Homerische (v. Philostr. imag. L. II. 7, 10, 13), und die von Plinius kurz angezeigten kann Jeder leicht finden. Unter den Herculanischen Gemählden ist eines, welches den Ulysses vorstellt, der zur Penelope kommt. (v. Le Pitture antiche d'Ercolano, T. III. tab. VI.). Von halb erhobenen Werken will ich

Ein anderer Punkt der Aufsehen machenden literarischen Thätigkeit des mit rasch-lebendiger Arbeitskraft ausgerüsteten Klotz besteht in der kritischen Verarbeitung des zeitgenössischen Literaturlebens überhaupt, welche Thätigkeit — sowie schon früher mit seiner „Hallischen gelehrten Zeitung" und mit dem Erscheinen der „Acta Litteraria" — hauptsächlich mit der Herausgabe der „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften" (Halle, 1768—72) verbunden war, und welche besonders mit der schönen Literatur sich beschäftigende Zeitschrift vorzüglich die Absicht hatte, die „Allgemeine deutsche Bibliothek" von Nicolai (Berlin, 1765—91) zu bekämpfen, und zwar — wie man behauptete — nicht weil Klotz von wesentlich anderen Gesichtspunkten ausgieng, sondern „aus dem rein persönlichen Grunde, sich eine Partei zu schaffen".[1]

Nun, wie es auch sei, — die dadurch herbeigeführte Bewegung der Geister hat keineswegs geschadet; und von dem

---

nur die merkwürdigsten anführen (v. Fabretti, pag. 315 —, Beger, 1703). Es sind Homerische Geschichten auf mehrern vorgestellt. Wenn wir dieses zusammen nehmen und die grosse Anzahl Homerischer Steine betrachten, so müssen wir den Ausspruch thun, dass es der allgemeine Geschmack der alten Künstler gewesen sei, den Stoff, welchen Homer's Gedichte anbiethen, zu bearbeiten; und dass sie die Grenzen ihrer Kunst gekannt haben, sieht man aus der weisen Wahl, die sie unter den Homerischen Geschichten trafen. Keiner hat den vom Himmel herabgeworfenen Vulkan oder die gemisshandelte Juno gemalt" u. s. w., u. s. w.

Lessing's Erwiderung darauf in den ersteren seiner „Briefe antiquarischen Inhalts" ist wohl nur *cum grano salis* zu lesen; denn einigermassen auffallend ist die nachträgliche Unterscheidung Lessing's, dass es zweierlei sei: „Gegenstände malen, die Homer behandelt hat, und diese Gegenstände so malen, wie sie Homer gehandelt hat, desgl. die Erklärung, dass er letzteres gemeint, — nachdem er doch zugiebt, gesagt zu haben: „es scheine nicht der Geschmack der alten Artisten gewesen zu sein, Handlungen aus dem Homer zu malen".

[1] Stahr bemerkt: es habe bei Klotz irrigerweise als unzweifelhaft gegolten, dass Lessing an der Spitze einer eigenen Berliner Literaturschule stehe, die es auf nichts geringeres abgesehen habe, als durch das Organ der „Allg. deutschen Bibliothek" einen kritischen Despotismus über ganz Deutschland auszuüben; „und Klotz kam sich als ein Verfechter der guten Sache der Freiheit vor, indem er sich (als Führer eines „damaligen jungen Deutschlands") solchem Unwesen gegenüber, wie er sich ausdrückte, an die Spitze der mit dem Berliner kritischen Despotismus Unzufriedenen stellte".

wohl den Pietismus aber auch die „Original-Genies" bekämpfenden Nicolai kann man ja mit Recht sagen: so gross seine Verdienste um die Entwicklung der deutschen Literatur gewesen waren, so konnte er doch den schnellen Schritten der Zeit nicht folgen, so dass ihm manche wesentliche Erscheinungen unverstanden blieben.

Dem Mittelpunkte dieser Bewegung, dem genial-strebsamen, einflussreichen Christian Adolf Klotz, dem Herausgeber der „Deutschen Bibliothek" strömten nun begreiflicherweise — sowie auch er sich Freunde zu verschaffen suchte — von allen Seiten Beweise der Achtung und Anerkennung, Mittheilungen über literarische und künstlerische Bestrebungen und Zustände u. s. w., u. s. w. zu, und es sind die in diesen „Briefen deutscher Gelehrten" enthaltenen Schriftstücke nicht nur eine Fundgrube für die Geistesgeschichte der damaligen Zeit, sondern auch ein schöner Beweis für die Hochschätzung, die Klotz von Seite der Besten jener Epoche genoss, wenn auch selbstverständlich Manches mehr oder weniger auf Rechnung einer im Interesse einzelner Autoren gelegenen *captatio benevolentiae* zu bringen ist. —

Was nun insbesondere die in Folgendem mitgetheilten Briefe unseres Sonnenfels betrifft, so enthalten dieselben eigentlich schon an und für sich eine ganze reiche biographische Skizze — wohl nicht seines äusseren Lebens, aber seines inneren, und eine Feststellung des Haupttheiles seiner Wirksamkeit nach Aussen. Die ganze schöne Gestalt des mächtigen Geisteskämpfers tritt uns vor die Augen, und zwar theilweise in so voller Entfaltung seines innersten Wesens, und so tiefe Einblicke in die geheimsten Regungen seiner edlen Seele gebend, dass vielleicht kein biographisches Material dem Schilderer so erwünscht sein kann, als dieses, und gewiss keines so ergiebig ist, als das in den vorliegenden Briefen gebotene.

Nach allen Seiten hin offenbart sich uns sein bewusstes Streben und sein kühnes Vollbringen. Die ganze Bedeutsamkeit seines hohen Wirkens wird uns bis in verborgene Einzelheiten klar. Sein Muth im Bekämpfen der Vorurtheile in jeder Richtung, sein entschiedenes Auftreten gegen Vorrechte und Uebergriffe des Adels und der Geistlichkeit, gegen Missstände

im staatlichen Leben, sowie gegen Unsittlichkeit und Verkommenheit der Bühne, seine Conflicte darüber und sein Erdulden alles Ungemachs — im Bewusstsein, dass dieser Kampf die „Dämmerung" des anbrechenden Tages sei, — alles das reiht sich in unmittelbaren warmen Mittheilungen an einen verehrten Freund, wie Perle an Perle, am rothen Faden heiliger Begeisterung für Recht, für Schönheit und für Licht. — Die meisten seiner literarischen Werke berührt er, erläuternd und betonend; und wie bescheiden ist er in der Entgegennahme der Beurtheilung derselben! Der zwischen Klotz und Lessing erfolgte Streit wird erwähnt, und wie besänftigend sucht das von der leichtlebigen Stadt an der Donau zur ernst-strebenden Stadt an der Saale fliegende Wort zu wirken! Wie liebenswürdig erscheint Sonnenfels in seinem herzlichen Wesen als Freund, als Sohn und als Gatte! Wie köstlich in jeder Beziehung ist die ausführliche Schilderung, die er durch das Medium seines jungen reizenden Weibes von seiner eigenen inneren und äusseren Persönlichkeit und dann von seiner geliebten Theresie selbst an Klotz gelangen lässt! Wie treffend — manchmal auch scharf und sogar entrüstet-derb — sind seine Urtheile über die Wiener Theater-Zustände, über Schauspieler und Schauspielerinnen, Künstler und Schriftsteller, über öffentliche Verhältnisse und über Alles, was ein für Fortschritt glühendes Herz bewegt! — Auch Kaiser Joseph erscheint mit einer schönen, Sonnenfels gegenüber gemachten Aeusserung.

Es enthalten diese Briefe von Sonnenfels, nebst dem reichsten biographischen Materiale, zugleich eine Fülle von Stoff für die Beurtheilung des ganzen damaligen geistigen Lebens; und ich gebe die fast unbekannten oder vergessenen hiermit — unter genauer Beibehaltung der Schreibweise — in die Oeffentlichkeit, um durch diese neuerstandenen Geisteszeugen eine berufene Feder zu dem gewiss eben so lohnenden als erwünschten Werke einer umfassenden Darstellung der segensreichen Lebensarbeit des muthigen, siegreichen Kämpfers Sonnenfels zu bewegen.

BRIEFE

von

SONNENFELS.

I.

Wien, den 25. Oktober 1768.

Der Beyfall eines Kenners, wie Sie, und die Freundschaft eines Mannes, der diese Freundschaft nicht gerne verschwendet, sind einem Schriftsteller und rechtschaffenen Manne das schmeichelhafteste Geschenk für seine Bemühungen. Ich werde nun mit neuen Kräften auf meiner Bahn laufen, da ich Sie gleichsam zum Zeugen habe, und mir einbilden darf, dass Sie mir *macte animis!* zurufen. — O mein theurer Freund, wie viel waget ein Mann nicht, in einem Lande zu denken, wo es Kriegsheere von Leuten giebt, denen daran liegt, dass die Vernunft nirgend einen Strahl ihres Lichtes senden möge, bei dem man etwan die Hässlichkeit dieser Niederträchtigen in wahrer Gestalt erblicken möchte!

Habe ich auch sonst zu dem allgemeinen Besten der Literatur in unserm Vaterlande nichts beygetragen; so wird mir vielleicht mein Muth, mich der Unwissenheit, den Vorurtheilen entgegen gesetzt zu haben, dieser Muth, der mich nicht selten an den Rand des Untergangs dahin riss, wird mir wenigstens zum Verdienste gerechnet werden: und wer weiss es, bin ich nicht so glücklich, von unsern Nachkömmlingen als ein standhafter Mann genennet zu werden, wenn ich auch, als Schriftsteller, kaum anderst, als wo Sie in Ihren Schriften meiner Erwähnung machen, bey der Nachwelt bekannt seyn werde.

Nicht bloss, als ein Schriftsteller, auch als Lehrer habe ich manche Verfolgung erlitten; und es reuet mich nicht. Die Geschichte meiner Kriege ist zu stark, als dass ich Ihnen sie ganz übersenden könnte. — Weil ich mich der Sittenlosigkeit

unsrer Schaubühne entgegen gesetzet, wo man unter dem Schutze des Extemporirens, und der Hanswursten-Jacke die schändlichsten Unflättigkeiten, Zoten und Pasquille auskramte, so hat man gegen mich eine eigene Komödie, die zehnte Muse genannt, gemacht; wo Hanswurst am Ende auf dem Parnass erhoben und gekrönt wird.[1] Ich wünsche, dass Sie dieses Hergangs wegen an Herrn Weisse schreiben, und sich von ihm den Brief, worinnen er beschrieben wird, mit allen Urkunden, die ich ihm beygelegt, möchten übersenden lassen; es verdient gelesen zu werden. Dieser Zeitpunkt macht in unsrer Literatur Epoche; so sehr die Parthey des grünen Huts zu triumphiren schien, so fiel doch von diesem Tage an das Ansehen der Fraze völlig zu Boden; und ob es gleich noch eine Menge Frazenspiel auf unsrer Bühne giebt, so haben dieselben nur wenige Zuschauer; und die guten Stücke immer einen vollen Hörsaal.

Meine itzigen Briefe über die Schaubühne[2] haben mir auch schon Verdrüsslichkeiten zugezogen. Über einen recht wohl vermeynten und höflichen Vorschlag, den ich der Theaterdirection darinnen that, wusste man den Impressarius, der ein Wälscher ist, aufzuwiegeln; und wurden — auf seine Veranstaltung zween Briefe voll Anzüglichkeiten der Zeitung, die bei uns die Bildsäule des Pasquinus ist, beygelegt. Man glaubte, ich würde antworten; ich that es nicht; und schrieb in dem Tone fort, worinnen ich ehehin gesprochen.

Ich sende Ihnen mit meinen Briefen auch diese Beylagen.

Gleich der Parthey des grünen Huts stund die furchtbarere Parthey des rothen Huts gegen mich auf, als ich auf meinem Lehrstuhle, und in meinem Wochenblatte, der Mann ohne Vorurtheil,[3] die ketzerischen Lehren vorzutragen anfing: dass der geistliche Stand in engere Gränzen gezwungen, dass

---

[1] Auch in einer von Klemm 1767 verfassten Komödie: „Der auf dem Parnass versetzte grüne Hut" — auf welche in diesen Briefen ein paarmal angespielt wird — wurde Sonnenfels dem Gespötte preisgegeben. Prehauser, der damals Hanswurst auf dem Wiener Theater war, stellte den Sonnenfels vor.

[2] „Briefe über die Wienerische Schaubühne." 4 Thle. Wien, 1768.

[3] „Der Mann ohne Vorurtheil." 3 Thle. Wien, 1765.

seinen Erwerbungen Ziel gesetzt, dass die Zahl der Studierenden, als die Pflanzschule der Geistlichen, und der Müssiggänger beschränket; dass die geistlichen Güter steuerbar seyn; in Nothfalle des Staates die Kirchenschätze dem Regenten in die Hände geliefert; dass die Freystätte aufgehoben; die Verführung der Jugend unter dem Titel Beruf gehindert; dass die Ehen befördert, und alle Sorgen des Regenten auf die Bevölkerung gerichtet seyn sollten. Urtheilen Sie, was ein Professor auf einer katholischen Universität, wo es so viele Mönche und andere Klöster giebt, mit solchen Neuerungen für Aergerniss geben müsse! Viele beschlossen sogleich, dieser Natter, welche ohne Zweifel eine Brut der alten Schlange seyn muss, das Haupt zu zertreten. Sie hielten Blutrath über mich; und in diesem Synedrium ward ich schon verurtheilt: die dringendsten Vorstellungen wurden gegen mich nach Hofe gegeben; aber, anstatt mich zu stürzen, sahen sie mit Herzenswehe meine Grundsätze Wurzel schlagen, und die Früchte meines Saamens in mancher Verordnung reifen, welche ohne Zweifel die nahe Ankunft des Antichrists ankündiget, von dem ich in — — — als Vorläufer bin gerühmet worden. — Ich konnte mir, nach ihrem misslungenen Anschlag, die boshafte Freude nicht versagen, den 3. Band meines Mannes ohne Vorurtheil einem Bischoffe mit zween Sternchen zuzueignen, deren Satyre Ihnen nach dieser Anekdote deutlicher seyn wird.

Dieses sind zwo grosse Perioden meiner Sendung: die dritte ist nicht weniger wichtig und merkwürdig. Die — — — als sie unmittelbar gegen mich nicht siegen konnte, erweckte mir unter der Hand Widersacher, von denen sie erwarteten, dass sie mich aufreiben würden. Nach dem frommen Beyspiele des Mannes nach dem Herzen Gottes sprachen sie zu den Salomonen Oesterreichs: handelt nach eurer Weisheit, damit seine grauen Haare nicht ohne Blut zur Grube fahren! Ueber einige bey meiner Disputation ausgesetzten Lehrsätze, welche freylich weder Farinacius, noch Weingarten gebilliget haben würden: z. B. dass man die Tortur, die Todesstrafen abstellen; dass man gefallenen Mädchen keine Kirchenbusse auflegen; dass man ihnen alle Beschämung ersparen, und sogar eine geheime Entbindung erleichtern soll; über solche Sätze,

welche ich drucken liess, machten ein auserwähltes Myrhenbündlein frommer Hofräthe einen Vortrag nach Hofe, worinnen sie unter andern Kleinigkeiten sagten: dieser junge Mensch — das war ich — setzt seinen Eigendünkel über die göttliche und menschliche Rechte hinweg. Es war daher auf nichts Geringeres angetragen, als mich des Lehrstuhls zu entsetzen: etwan noch zu meiner Besserung ein Paar Jahr Schanzarbeit, das weiss ich so eigentlich nicht. — Aber auch dieses Gewitter zog über mich unschadhaft hin. Fürst Kaunitz vertrat meine Sätze im Staatsrath: und v. Swieten, dieser für unsere Wissenschaften so nothwendige Mann, dem wir das kleine Licht, so sich blicken lässt, einzig zu verdanken haben, der zum Nutzen der Philosophie bey uns ewig leben sollte, dieser vertheidigte, was er censirt hatte.

Noch kleine Husarenkriege mit Kanzleyen, Soldaten, Weibern, u. s. w. aber diese sind mir mit allen denen gemein, welche den Thorheiten eine Fehde ankündigen: die gezüchtigten Thoren werfen immer mit Steinen nach ihren Zuchtmeistern. Sie werden in dem Manne ohne Vorurtheil die Stellen leicht erkennen, worüber der Verfasser zu streiten hatte. — Denn ich begnüge mich nicht, Ihnen nur meine neueren Schriften zu senden: Sie sollen alles haben! so wenig als darunter auch seyn mag, das einen Platz in ihrer Sammlung verdiente.

Sie haben, hoffe ich, meine Theresie und Eleonore[1] schon erhalten: ich sehe ihrem Urtheile mit Begierde entgegen; es gilt mir das Urtheil von ganz Deutschland. Mit nächsten Postwagen sende ich das übrige. Diesen Brief aber hat Ihr Freund beyzuschliessen über sich genommen, für dessen Bekanntschaft ich Ihnen verbunden bin, und den ich bald auch den meinigen nennen zu können hoffe.

Leben Sie wohl, mein theurer Kloz, weil Sie mir dieses freundschaftliche Betragen erlauben, und erfüllen Sie bald die Hoffnung, die Sie uns gemacht, Sie bei uns zu sehen: Sie werden da eine grosse Anzahl Ihrer Verehrer finden, aber keinen aufrichtigern und ergebenern

als Ihren ganz eigenen
Sonnenfels.

---

[1] „Theresie und Eleonore". Eine Wochenschrift. Wien, 1767.

II.

Wien, den 30. Nov. 1768.

Schmälen Sie nicht auf mich, verehrungswürdiger Herr! dass ich die verheissenen Schriften noch nicht eingesendet habe; ich wollte Ihnen zugleich einen Abdruck von meiner letzten Abhandlung einsenden; und da verzögerte der Buchdrucker von einem Tage auf den andern, sie fertig zu machen. Heute endlich erhielt ich den letzten Correkturbogen, und mit künftigen Postwagen sende ich ein grosses, grosses Paket nach Prag, wo mein Freund, von dessen Gut ich Ihnen diesen Herbst zuschrieb, es unter Ihrer Adresse aufgeben wird.

Sie werden da wichtige Neuigkeiten sehen; Fabeln, Gemälde — denn unsere jungen Schriftsteller haben eine Raserey zum Schreiben, bey der ich manchmal das Gebet thue:

Dii furorem hostibus illum!

Von mir empfangen Sie drey Quartale Briefe über die Schaubühne; einen Band gesammelte kleine Schriften; ein Paar Reden — und die neue Abhandlung von dem Verdienste des Porträtmalers[1] etc. Auch noch mehr, wobey Sie vielleicht die Zeit bedauren werden, die Sie darüber hinbringen. Die Briefe über die neueste österreichische Literatur vergesse ich nicht; Ich bin darinnen wegen meiner Theresie und Eleonore gar zu erbärmlich gelobt worden. —

Aber was sagt Klotz dazu? denn, Sie haben sie nun doch schon? und wenigstens hat die Neugierde Sie zum Lesen verleitet: wie ungeduldig, und mit welchem bangen Herzen erwarte ich Ihren Ausspruch! Lassen Sie mich doch nicht so lange zwischen Furcht und Hoffnung schweben! das ist für einen Schriftsteller, der sein Urtheil abwartet, der grausamste Zustand; lieber sagen Sie mir gerade zu: Freund, dein Wochenblatt taugt nicht sonderlich viel! —

Wie unglücklich ist ein Schriftsteller, der nicht bey der Presse stehen, und die Correktur selbst besorgen kann. Gleich als hätte ich nicht an meinen eigenen Fehlern genug zu ver-

[1] „Von dem Verdienst des Porträtmalers". Eine Rede. Wien, 1768.

antworten, so habe ich beym ersten Anblicke alles von Druckfehlern wimmeln gesehen; und oft Druckfehler, die man gar leicht auf meine Rechnung schreiben könnte, z. B. in dem Vorberichte zum Anhange gleich auf der achten Zeile heisst es: meine lauschende Satyre, da es heissen muss: eine; würde ich denn meine Satyre selbst charakterisiren? dieses mein ist alle Augenblick da, auf der 440 Seite in eben dem Vorberichte 10. Zeile von unten, abermal meiner Schrift, statt einer Schrift -- auf der 487 Seite, Zeile 7 ist ein gar possirlicher Fehler: der Morgengeruch einer Nase, statt einer Rose: und dergleichen giebt es so viele. Wenn Sie etwan in ihrer Bibliothek dieses Blattes eine Erwähnung machen; so verbinden Sie mich doch, dieser Druckfehler wegen den Hrn. Verleger eine kleine Erinnerung zu machen.

Man hat mir von Prag Ihre Streitschriften gegen Lessingen gesendet:[1] sie sind noch in der Revision; ich weiss etwas von dem Unterschiede Ihrer Meinungen, der auch von Weissen in seiner Bibliothek angemerket worden;[2] aber wer hätte glauben sollen, dass es zu einem öffentlichen Bruche kommen sollte. Ich weiss nicht, mit welchen Waffen von beyden Seiten gekämpft wird: Ansehen, Geist und Feuer ist auf beyden Seiten; sollte man nicht von Lessingen, dessen Hitze bekannt ist, sagen:

Multa quidem nobis facimus mala saepe poëtae
Ich darf das Ut Vineta egomet caedam mea — nicht weglassen —
— — — cum laedimur unum
Si quis amicorum est ausus reprehendere versum —

Beehren Sie mich mit Ihrer Zuschrift, mit Ihren Befehlen, und mit Ihrer kostbaren Gewogenheit, um welche ich mit aller Ergebenheit bitte. Ich bin mit der vollkommensten Verehrung etc.

Sonnenfels.

---

[1] Vgl. „Briefe des Herrn Lessing und des Herrn Klotz, betreffend des ersteren „Laokoon" und des letzteren Werk „von den geschnittenen Steinen". Leipzig, 1768.

[2] „Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste." Leipzig 1757—67 XII. I—IV. von Nicolai und Mendelssohn; V—XII. von Christian Felix Weisse, geb. 1726 zu Annaberg, gest. 1804 zu Leipzig.

III.

Wien, den 17. Dezbr. 1768.

Was für ein unschätzbares Geschenk machen Sie mir mit dieser vertrauten innigen Freundschaft, die Sie mir anbieten! ich sage mir mit der Zuversicht eines redlichen Herzens: ich bin dieses Vertrauens werth; und dieser Gedanke selbst vergrössert meinen Muth, auf der betretnen Bahn fortzuwandern, und bey allen Hindernissen, die ich noch zu übersteigen haben dürfte, mich mit Ihrem Beyfall zu ermuntern. Der Beyfall eines Rechtschaffenen ist der grösste Lohn, den man für eine wohlgemeinte Handlung empfangen kann. Es ist bey meinem Unternehmen mehr Muth als Vermögen: immerhin! auch dieser Muth ist in Ihren Augen verdienstlich. Kann ich mein Vaterland nicht von der Tyranney der Vorurtheile befreyen; der Untergang des Brutus auf dem Schlachtfelde, worauf die Unterdrücker siegten, ist der rühmliche Tod eines Patrioten, wünschenswerther, als der Triumphwagen seiner Ueberwinder.

Halten Sie mich, theuerster Mann, Ihres Zutrauens nicht unwürdig, und giessen Sie in den Schooss eines theilnehmenden Freundes Ihr Geheimniss aus! wäre es doch von der Art, dass mein Beytrag etwas zu Ihrer Beruhigung thun, dass ich Ihnen meine Ergebenheit beweisen, dass ich Sie überzeugen könnte, dass mein Herz zu eben dieser freundschaftlichen Hitze, dieser angenehmen Schwärmerey fähig ist. Es ist wahr, ich liefere mich nicht leicht ohne Zurückhaltung; ich bin so oft von denen hintergangen worden, denen ich so gar gedienet; und ich habe mir's zum Gesetze gemacht, meine genauere Freundschaft nie jemanden einzuräumen, an dem ich nicht zugleich erhabene Eigenschaften zu verehren hätte: und sollten Sie es denken, ich bin so glücklich, die Vorsicht ist gegen mich so verschwenderisch, dass ich neben Ihnen noch zween Freunde, dieses eigensinnigen Bedinges ungehindert, besitze: einer davon ist Born,[1] dem ich meine Wochenschrift[2] zugeschrieben: ich

---

[1] Ignaz Edler von Born, Mineralog, Bergmann und Physiker, geb. 26. Dezbr. 1742 zu Karlsburg in Siebenbürgen, gest. 24. Juli 1791 zu Wien.

[2] „Theresie und Eleonore." Wien 1767.

werde mich einmal von ihm mit Ihnen unterhalten: denn ich mache meine Freunde immer am liebsten zum Gegenstande meiner Briefe, meiner Gedanken, meiner Gespräche: und so sind Sie itzt sehr oft der Gegenstand davon; ich rühme mich Ihrer Güte, und thue damit gross: ich wollte gerne, dass die Welt von Ihnen ein wenig auf mich schlösse.

Diese Freundschaft würde, nicht bloss irgend eine Verschiedenheit der Meynung, nein, auch eine kunstrichterische Strenge würde sie nicht lau machen. Aber Sie sind mit mir zu nachsehend umgegangen. Im Ernste? sollten Sie an meiner Wochenschrift, für deren übersendete Beurtheilung ich Ihnen danke, nicht mehr auszusetzen finden? oder waren Sie nur gegen österreichische Mädchen aus Galanterie so gelinde? Ich habe gleichwohl diese Blätter zu gleicher Zeit geschrieben, da ich noch wöchentlich zwey andere verfertigte, und mir bey meinen vielen Arbeiten für so ein Stück nur zwo Stunden übrig waren. — Sie melden von einigen Fehlern des Ausdrucks; ich wünschte, Sie wiesen mich darauf, wenigstens zu meiner Belehrung; denn eine dritte Auflage, wo ich sie verbessern könnte, werde ich wohl nicht erwarten dürfen: die Neugierde aus einem, seiner Unwissenheit wegen so verschriehenen Lande, etwas zu lesen, wird diesem Blatte mehr Leser schaffen, als sein innerer Werth, und diese Neugierde ist bald gestillet — das zwo Finger breite Gedicht ist zu lang; Sie haben vollkommen recht: aber sollte es in der boshaften Satyre, die eben in dieser Länge lauscht, nicht seine Entschuldigung finden? —

Entschuldigung! Freylich ist das kein Vorzug an einer Schrift, dass man Sie gerade zu nur entschuldigen kann. — Die Wörter Bootsknechtscherze, Zotendrescher u. s. w. fodern freylich die vollen Backen eines Mädchens: aber bey Gelegenheiten dieser Art ist der Eifer eines Mädchens doch auch erträglich — abermal nur erträglich, weiter nichts! —

Und doch wäre ich sehr zufrieden, wenn meine übersendeten Schriften in Ihren Augen wenigstens nur erträglich erschienen, und nicht etwan die gute Meynung, die Sie von mir gehabt, zernichten. — Ich bin der erste, der die Halbscheide davon zum Feuer verurtheilet: fünf Zwölftheil davon

haben einer sehr grossen Ausbesserung nöthig; und ein Zwölftheil, kaum noch dieses, ist erträglich. Ich erwarte nun von Ihnen, ob Sie die Geschichte des grünen Hut's etwan von Weissen erhalten können; wo nicht, so werde ich Ihnen alles dazu, und dann noch meine übrigen Schriften senden, damit Sie Gegenstand genug haben, Ihre fünf Bogen im 91 Stücke mit meiner Belehrung anzufüllen. — In dem Laufe. dieser Streitigkeiten, welche ich mit dem Theater gehabt, werden Sie den Verfasser des Geburtstags u. dgl. kennen lernen; denn das sind meine würdigen Gegner.

Ich werde zu den Schriften, die Sie von mir zu erwarten haben, auch einen Abdruck von meinen Grundsätzen legen:[1] es ist das Vorlesebuch, und dem Kaiser zugeeignet; Sie werden daraus abnehmen, dass man seine Mühe nicht immer verliehrt, wenn man für eine gute Sache standhaft ist. Ich trage nun Meynungen als angenommene Lehrsätze vor, die es vor mir, nur bey sich selbst, zu denken, ein Halsverbrechen war. — Es ist endlich so weit gekommen, dass durch eine Hofresolution befohlen worden, einen Unterschied zwischen Lesern zu machen, und Bücher, welche dem Haufen billig aus den Händen genommen werden, Leuten von Einsicht nicht zu versagen. *Belisaire Autorité du Cleryé* sind bey uns nicht nur erlaubt, sondern gar aufgelegt worden, und uns Professoren wird so ziemlich alles in die Hände gegeben. Alles das ist eine Dämmerung gegen den Tag hin: und Ihr Freund darf vielleicht den stolzen Gedanken mit sich herumtragen, dass er etwas zu diesem noch schwachem Lichte beygetragen hat. Welche Beruhigung für mich, unter allen Anfällen, die man auf mich machen kann! denn Anfälle werde ich noch immer gewärtig seyn müssen.

Unsere hiesigen Schriftsteller sind eben so unartig, als ihre Lessings: und alles, was ich thun kann, sie von dieser übeln Gewohnheit abzubringen, ist, dass ich ihnen das Beyspiel gebe, wie man eine gegründete Kritik mit Dank aufnehmen; wie man eine ungegründete mit Bescheidenheit widerlegen, und

---

[1] „Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft", 2 Thle. Wien, 1765—76.

eine unbescheidene verachten soll. Ich bin meinen Landsleuten dieses Beyspiel schuldig: Die Verfasser der Briefe über die neueste Oesterl. Literatur geben mir dazu Gelegenheit: ich werde bey dem Beschlusse meiner Theatralbriefe Gelegenheit ergreifen, von der Aufnahme der Kritik zu reden. —

Ich lese Ihre Briefe immer über das dritte mal, und zähle die Augenblicke unter die angenehmsten meines Lebens, da ich mich mit Ihnen gleichsam im Geiste bespreche, und Ihnen die Betheuerungen meiner Ergebenheit tausend und tausendmal wiederhole.

Leben Sie wohl, vergnügt, und eingedenk Ihres etc.

Sonnenfels.

IV.

Wien, den 28. Dec. 1768.

Möchte ich doch Ihren Kummer über den Verlust Ihrer Kinder lindern können! Doch vielleicht ist der Tod in den Jahren der Kindheit oftmals eine Wohlthat. Kleists: wehe dir, dass du gebohren bist: ist leider nur zu wahr, und wenn auf der Waagschaale alles Uebel, dem man durch einen frühzeitigen Tod entkömmt, gegen das Gute, so uns im Leben wiederfährt, abgewogen wird, so wird die letzte Schaale ungemein steigen, was auch Maupertuis dawider einwenden mag. Dem Kinde selbst also ist einigermassen Glück zu wünschen: und wer weiss es, ob nicht auch den Eltern! so süsse der Name Vater von den stammelnden Lippen einer kleinen unschuldigen Kreatur thönet, in der wir uns gewissermassen reproducirt erblicken; so traurig ist uns denn der Verlust! und werfen Sie einen Blick in die Zukunft! wie viele Sorgen wegen der Erziehung! und wie viele misslungene Sorge! wie schmerzlich muss es dem Herzen eines rechtschaffenen Vaters seyn, wenn er sein Kind von dem ihm vorgezeichneten Wege abweichen sieht! wenn Schande der Lohn seiner zärtlichsten Sorgfalt ist! und ist ein Vater nicht immer diesen Fällen ausgesetzt? ich denke mir einen Vater auf dem Sterbelager, den eine Familie in Thränen, wimmernde unversorgte Waisen umgeben, wie bitter muss ihm bey einem solchen Anblicke die

Scheidung werden? — Zwar diese Bitterkeit empfindet mein, eben itzt mit dem Tode kämpfender, Vater nicht; er lässt zween Söhne, die beyde versorgt sind, er lässt den Ruhm eines redlichen Mannes hinter sich, und vielleicht bin ich ihm einiger Trost, wenigstens seinem Namen keine Unehre: er also kann mit Beruhigung seiner Auflösung entgegen sehen: aber mir, der ich sein Benjamin war, dem er in seiner langwierigen Krankheit durch hundert kleine Sorgfältigkeiten die rührendste Zärtlichkeit bewiesen hat, wie muss mir da zu Muthe sein! Ich habe bey diesem Anlasse eine Betrachtung gemacht: die langwierigen Krankheiten, die man für ein so grosses Uebel in der Natur ansieht, sind vielleicht eine ihrer wahren Wohlthaten, und ihrer grössten: ohne sie würde die Trennung von so vielen Gegenständen, die uns an sich ziehen, zu empfindlich, und der Verlust uns theurer Personen unausstehlich seyn: diese Uebergänge aber, welche den Körper entkräften, machen, dass der Kranke den Tod, um von seinem Leiden befreyt zu werden, die Angehörigen aus Mitleiden gegen ihn, mit Sehnsucht wünschen.

Lassen Sie mich von diesen düstern Gegenständen zu meiner Aufrichtung noch lange mit Ihnen sprechen! Ja, mein theurer Freund: ich habe eine Gemahlin, und wenn Ihre Geschäfte es zugelassen hätten, den Brief, der vor meiner Theresie und Eleonore vorhergeht, aufmerksamer zu durchlesen, so würden Sie es gefunden haben, dass meine Frau Theresie heisst, und das zärtlichste und liebenswürdigste Weib von der Welt ist.[1]

Wissen Sie, dass ich es der Recension meiner Wochenschrift angemerkt habe; sie sey nicht von Ihrer Feder? ich kenne Ihre Schreibart zu sehr; denn ich habe sie studiert, und suche sie nachzuahmen. Ich wünschte aber, dass Sie das Gemälde nicht für meine Arbeit angesehen hätten! trauen Sie mir wenigstens ein wenig mehr, als versprützte Ufer, und kollerende Donner zu.

Ich werde mit künftiger Post Ihnen noch mehr Stücke

[1] Sie erhielt, den am 26. April 1817 im Alter von 84 Jahren zu Wien verstorbenen Sonnenfels überlebend, — obwohl kinderlos — von Kaiser Franz eine ansehnliche Pension.

von mir, und eine Sammlung aller mit mir vorgefallenen literärischen Streitigkeiten absenden, und zu allem, den nothwendigen Commentarius. Diese Sammlung ist nicht mein: Sie werden sie indessen so lange behalten, bis ich dieselbe selbst abzufordern komme; welches nach meinem Plane den kommenden Augustmonat geschehen soll. Wie werde ich da mit meinem Klotze angenehme Stunden hinbringen! was wollen wir im Vertrauen von den grossen Männern sagen, die es der Welt selbst vorpredigen, dass sie es sind, oder durch eine blinde Parthey dafür ausgeschrien werden. Oeser war in meinen Augen immer nur mittelmässig; freylich im Verhältnisse gegen die Zwerge ist ein mittelmässiger Mann auch gross[1] — und Bause?[2] ich fieng an, von dem Augenblicke, als ich das von Bausen gestochene Bild unsers Gellerts so ungemässigt gelobt, und Willens Arbeiten verglichen fand, auf die Weissischen Urtheile in der Kunst sehr misstrauisch zu seyn. Aehnlichkeit, wenn Sie wollen; aber sonst kein Drucker, der die Sicherheit des Conturs anzeigte, und die Figur gar nicht vom Grunde abgelöst, sondern wie mit einem Flor überzogen.[3] Und die Erfindung von Oeser! eine steife, leblose, und wenn Sie genau darnach sehen, nicht einmal korrekte Stellung; so malen und stechen bey uns sehr mittelmässige Künstler; und Bause würde für so ein Stück gewiss kein Mitglied unserer Akademie.

Darf ich noch offenherziger werden. Strange[4] — heissen

---

[1] Adam Friedrich Oeser, Maler und Radierer, geb. 1717 zu Pressburg, gestorb. 1799 zu Leipzig. (Goethe sagt über ihn [Kunst und Alterthum, I. 2.]: er habe „sich blos von den Eingebungen seines eigenen schönen Talentes und durch seine gefälligen, doch zu leicht und nebelhaft ausgeführten Malereien grosses Lob erworben.")

[2] Johann Friedrich Bause, Kupferstecher, geb. 1738 zu Halle, gest. 1814 zu Weimar.

[3] Es steht übrigens fest, dass dieser Künstler, der in seinen Stichen „alles metallartige vermied und sich mehr durch malerischen Reiz auszeichnete" und der von seinem Freunde Joh. Georg Wille (geb. 1715 bei Giessen, gest. 1806 zu Paris) viel lernte, einer der besten deutschen Kupferstecher war.

[4] Robert Strange, geb. 1723 auf der Orkadeninsel Mainland, gest. 1792 zu London.

Sie mich kühn in meinem Urtheile, aber ich widerrufe nicht — Strange, den Weisse den Fürsten der Kupferstecher nennet, hat seinen Ruhm ohne alles Verdienst: er hat weder Kühnheit noch Sicherheit in seinem Grabstichel; seine Lichter sind alle mit Punkten, welches die unedelste und leichteste Art ist: er hat nie gewagt, wie es die Kupferstecher nennen, zu schneiden, und Schmutzer schämte sich so zu arbeiten. [1]

Er (Schmutzer) hat den verstorbenen Kaiser unter dem Grabstichel, der ehestens vollendet seyn wird, da werden Sie eine Arbeit sehen: aber nur der Kenner wird die Vollkommenheit der Kunst darinnen entdecken.[2] — Nach dem Kaiser wird er meinen Kopf radiren. — [3]

Dieses Jahr war für mich eines der glücklichsten, weil ich Sie zum Freunde bekommen: das folgende, und alle Jahre meines Lebens sollen den Bund unsrer Freundschaft unverbrüchlich erhalten, und meine Ergebenheit sich vermehren sehen, wenn es möglich ist, noch mehr zu seyn etc.

Sonnenfels.

V.

Wien, am 21. Jan. 1769.

Zuerst, mein theuerster Freund! muss dem Befehle Ihrer Gemahlin gehorcht werden! Ich werde mich Ihnen sehr genau bekannt machen, *intus et in cute* würd ich sagen, wenn meine Schilderung nicht einer liebenswürdigen Frau hauptsächlich gewidmet wäre, der mit der gelehrten Sprache sehr wenig gedienet ist. Mein Gemälde soll mit aller Unpartheylichkeit vollendet werden! ich habe Selbsterkenntniss genug, meine Mängel nicht zu verbergen; aber auch Eigenliebe genug, das wenige Gute nicht zu verkennen, das etwan in mir seyn dürfte. Vielleicht aber dürfte ich dennoch zu bescheiden, vielleicht auch

[1] Aber durch Klarheit waren Strange's Stiche jedenfalls ausgezeichnet.

[2] Franz I. von Lothringen (1708—1765). J. E. Liotard pinx. 1762, J. Schmutzer sc. 1769 Fol.

[3] Im rückwärts folgenden Bildnissverzeichnisse: Nr. 7. Allerdings ein wahres Meisterwerk.

zu eigenliebvoll von mir urtheilen, und im Guten oder Argen überladen. Eine Person soll mir also in die Feder sagen, was ich Ihnen zu schreiben habe, eine Person, die mich durch fünf Jahre von allen Seiten zu beobachten Gelegenheit gehabt, und von der ich es zu erbitten hoffe, dass sie heute gegen mich weniger nachsehend sey. Ich schreibe nun nieder, was mir Theresia vorsagt.

„Mein Mann ist in der That von den Männern, deren „Gestalt unserm Geschmacke Ehre macht. Wenn man ihn „schön findet; so bin ich immer versucht eine Verbeugung „zu machen, weil das Lob, so man ihm ertheilt, meiner „Wahl schmeichelt. In seinem 36. Jahre mit der blühenden „Farbe eines Jünglings, und einer Bildung, die ihn jünger „lügt, und den Jahren trotzen wird: eine offene Stirne, an „der ihm das Nachdenken ein Paar Falten gezogen hat, die „ihm ein ernstes Ansehen geben: ein braunes Auge, eine „etwas gebogene, nicht ungestallte Nase, eine aufgeworfene „und wohlgefärbte Lippe; das sind die Theile eines regel-„mässigen Ovals, das der gute Mann, der auf seine Gestalt „ein wenig zu viel hält, mit einer gewählten Haarlage ziert: „doch hält er das Mittel zwischen den Stutzern, die nach „der jüngsten Mode laufen, und den Sauertöpfen, welche „sich durch eine Peruke von dem vorigen Jahrhunderte Ehr-„furcht zu verschaffen suchen: wir Frauen finden wenigstens „unsere Rechnung besser bey artigen, als bey ehrwürdigen „Männern. Sein schönes Haar sagt dem übrigen Anputze zu, „der gar keinen bestäubten Schulmann verräth: er weiss, „dass sein Wuchs ein niedliches Kleid nicht verunstaltet, „und er hält dafür, dass ein Mann vom Geschmacke es auch „in seinem Anzuge sein dürfe. — Nach einem fünfjährigen „Ehestande können Sie mir immer zutrauen, dass mir keine „blinde Leidenschaft den Pinsel führe: vielleicht können Sie „einmal meine Schilderung gegen das Original halten, wenig-„stens wenn meines Mannes sehnlicher Wunsch in Erfüllung „geht.

„An diesem Manne hat mich Anfangs die Gestalt, aber „als ich ihn näher kannte, sein redliches Herz gerühret: ich „würde ihm die Hand gereicht haben, wenn er auch hässlich

„gewesen wäre. Uneigennützig in seiner Liebe, beschäftiget „er sich noch itzt hauptsächlich, mich und meine Schwestern „glücklich zu machen. Aber seine Uneigennützigkeit geht „manchmal bis zur Verschwendung; das Rechnen ist seine „Sache nicht, und da geschieht es sehr oft, dass die Aus- „gabe die Einnahme übersteigt. Vergeben Sie ihm diesen „Fehler, er ist die Wirkung seines fühlbaren Herzens. Dieser „Mann, der bey den empfindlichsten Beleidigungen, die man „ihm angethan, immer ungerührt blieb, und bey allen Ver- „folgungen nie eine trübe Stirne zeigte, sah nie einen Un- „glücklichen ohne Thränen; und bey seiner Bereitwilligkeit „beyzustehen, zieht er immer mehr seine Empfindung, als „sein Vermögen zu Rathe: ich sehe mich nicht selten ge- „zwungen, ihn daran zu erinnern, dass er auch eine Haus- „haltung zu besorgen habe. Auch diese Mildthätigkeit ist „nur die Tugend seines Temperaments, oder eine gewisse „Schwachheit, der er nicht widerstehen kann, und welche „ihn sogar gegen seine Thiere mit gleicher Stärke hinreisst. „Sein winselnder Hund macht ihm Herzpochen, und, aus „Mitleiden gegen seine Pferde, geht er bis über die Knie im „Kothe, damit den armen Thieren nicht hart geschehe.

„Dächten Sie wohl, dass dieser weichherzige Mann „gleichwohl recht sehr den Eheherrn zu spielen weiss? und „den Herrn, dessen Namen ich nicht weiss, Lügen strafte, „der einmal sagte: die Weiber herrschten entweder mit Ge- „walt, oder bittweise; jadoch! ich bin meines Mannes unter- „thänige Dienerin, im strengsten Verstande, und er behauptet „immer, die Bibel müsse in seinem Hause ein heiliges Buch „bleiben, und der Mann über die Frau herrschen: erträglich, „gelinde ist sein Hauszepter freylich, aber was er will — „und die Lust dazu wandelt ihn oft an — das will er von „ganzer Seele.

„Seine Freunde können auf ihn Staat machen, aber sie „müssen auch seine Offenherzigkeit vertragen können. Die „Offenherzigkeit ist seine Lieblingseigenschaft: er sucht ein „eigenes Verdienst darinnen, jedermann seine Fehler zu sagen; „wenn die Leute nur auch so geneigt wären, sich dieselbe „von ihm sagen zu lassen! aber seine Freymüthigkeit hat

„ihm viele Ungelegenheit zugezogen. — Das machte ihn „nicht zurückhaltender; er vertauschte die ansehnlichste Be-„förderung gegen das Vergnügen, dem Thoren zu sagen: „Du bist ein Thor!

„Der Himmel weiss, wie der Mann, mit einer so un-„geschmeidigen Denkungsart auch zu einem ehrlichen Stück „Brodt gelanget ist; denn das werden Sie wohl leicht „schliessen, dass er auch einen guten Theil Stolz besitze, „welcher ihn hindert, vor den Götzen der Welt sein Knie „zu beugen. Er muss seine Beförderung nur ertrotzt haben: „denn der Adel hat wohl keinen ärgern Feind als ihn, und „der ihm das Nichts seiner Pergamente mit deutlicheren und „ungeschmünkteren Ausdrücken und so oft vorwirft: das „werden Sie aus seinen Schriften ungefähr gesehen haben. „Der Adel und andere mehr haben lange schon einen Bund „gegen ihn errichtet: und wie viele sagen: so ist der Mann, „Gott behüt uns dafür, ein Freygeist. — Ich weiss es nicht, „ob er das ist; aber ein guter Hausvater, bis auf kleine „und nicht anhaltende Aufwallung, ein redlicher Freund; „ein Enthusiast für den guten Geschmack, und ein ehrlicher „Mann ist er gewiss: ich weiss nicht, ob das die Frey-„geister sind!" —

Nehmen Sie immer nicht alles so nach der buchstäblichen Lage, was ich auf Geheiss einer Freundin hinsetzen musste! Ihre Güte verkleinert meine Unarten, so sehr sie sich die Mine der Aufrichtigkeit zu geben sucht; und die kleinen Anflüge von Gutem werden in ihrem Munde sehr schätzbare Tugenden. Ich kenne mich, dass ich jähzornig gebohren bin, und Theresie muss mich oft übertragen, aber erlauben Sie hinzu zu setzen: schmollen kann ich nicht. Meine Freymüthigkeit geht oft zu weit, und mein Hang zur Satyre sieht sehr durch alle meine Schriften. Eigenliebe und Stolz sind vielleicht die eigentlichsten Triebfedern meiner Anwendung, der ich dennoch das Glück ihrer Freundschaft schuldig bin.

Nur was meine warme Freundschaft betrift, da glauben Sie Theresien ohne Abbruch. Ich würde mich für einen Mann aufopfern, den mein Herz zum Freunde gewählet,

aber diese Wahl trift es schwer, und unleugbare Verdienste müssen dieselbe rechtfertigen; wie sehr rechtfertigen die Ihrigen, theurer Klotz! die Wahl meines Herzens — Da ich in der Freundschaft so niedlich war, denken Sie, mit welcher Behutsamkeit ich in der Liebe zugeschritten sey! Aber, wenn eine gütige, zärtliche, sanfte und reitzende Frau ein Zeichen von der Gunst der Vorsicht, und ein Lohn der Tugend ist; gewiss so bin ich ein erklärter Günstling des Himmels, und meine Tugenden sind unleugbarer bestättiget, als alle Wunderzeichen. Theresia ist ein sehr schönes Weib; nur erst itzt 22 Jahr alt, gross, schlank, mit dem Wuchse einer Grazie, und der lieblichen Bildung der Mutter Venus. Die Sanftmuth lacht aus ihrem Blicke — und ihr Blick täuscht nicht. Traurig seyn, kann sie wohl, wenn ihr Mann unartig ist, aber böse zu werden, weiss sie nicht. Alles, was sonst die Freude eines, wie die Männer sagen, eiteln Geschlechts ausmacht, Kleider, Putz u. s. w. ist nicht die ihrige: sie ist das genügsamste Weib, das nie an mich eine Forderung gemacht hat, und wenn meine Liebe ihr ein Geschenk macht, es immer mit der regen Freude annimmt, die ein Beweiss ist, dass ihr das Geschenk dadurch werth ist, weil es von mir kömmt. Sittsam ohne Grimasse bemitleidet sie die Schwachheiten ihres Geschlechts, und vergiebt einem Mädchen einen Fehltritt, wenn es nur zur Ehrbarkeit wiederkehrt. Der Freundschaft, und eines Geheimnisses mehr als Mann fähig, ist sie die getreue Theilnehmerin meiner Sorgen, meine Rathgeberin, meine Trösterin. Kurz, der Himmel hat ihr alles gegeben, was sie liebenswürdig, und mich glücklich machen kann; Gestalt, Vernunft, Häuslichkeit, ohne Kargheit, Freygebigkeit mit Masse, ein fühlbares Herz — nur den Geist der Ordentlichkeit nicht in dem hohen Grade, in dem er ihr nothwendig wäre, da ich selbst unordentlich bin, und dennoch immer im Hause Ordnung wünsche, oft mit Ungestüm fodere.

Wir sind ohne Kind, und Sie, mein Freund, haben schon einst die Gründe gehört, mit welchen ich mich tröste: vielleicht liegt es daran, weil meine Frau, wieder die Art der blonden Weiber, wenig Temperament hat. An Kindes-

statt sind mir zwo Schwestern meiner Frau, die meine Sorgfalt durch ihre vortreflichen Herzen reichlich belohnen.

Bin ich nicht beneidenswürdig, da ich bey so vielem Glücke auch noch ganz zureichende Einkünfte habe; und Klotzen, und Born zum Freunde? diesen Mann, den Sie auf mein Wort immer nicht zu viel schätzen können! er ist Ihrer ganzen Hochachtung werth.

Er ist gerade zu Herr R. in Gellerts schwedischen Gräfin; in einer grossen Gesellschaft stumm, aber in einem kleinen Kreise seiner Freunde ganz unentbehrlich: hat man sich einmal an seine äusserliche Art gewöhnet, die nichts weniger als glänzend ist: so kann man sich von ihm gar nicht trennen; denn sein ganzes Herz steht seinen Freunden offen: aber ihre Zahl ist so klein, vielleicht sind es kaum drey Menschen, die er so nennet. Er hat einen ganz besondern Abscheu vor den Grossen, und da er mit Vermögen gesegnet ist, *superba potentiorum vitat limina:* seine runde Denkungsart kann sich nicht nach den Krümmungen schmiegen, welche in die Vorzimmern der Grossen, und zu ihrer Gunst führen. Diese Entfernung ist Schuld, dass er noch ohne Dienst ist, weil er Menschen, die er verabscheut, keine Aufwartung machen wollte: endlich hat man ihn aufgesucht. Sein Lieblingsstudium ist die Naturlehre, worinnen er eine weitläufige Kenntniss hat, und besonders in dem Theile des Steinreichs: er besitzet in Prag, wo er wohnet, eine ansehnliche und kostbare Sammlung, welche sich auf alle Theile des mineralischen Reichs, und alle Arten von Versteinerung erstreckt.

Wegen dieser gründlichen Wissenschaft in allen Theilen der theoretischen und praktischen Metallenkunde ist er nun als Bergrath nach Schannitz[1] ernennet worden: er wird hier zwey Jahre den Bergbau studiren: dann ist seine Bestimmung in Wien, oder wenigstens in Prag, Berg-Referent zu werden.

Die Naturlehre ist nur seine auserwählte Wissenschaft, aber er schliesst nichts von nützlichen und angenehmen

---

[1] Schemnitz.

Wissenschaften aus: alle neue Schriften lieset er, und eben so studirt er die alten, aus welchen er seine *Mineralogiam veterem* sammelt: nie haben Sie bey so grossen Einsichten so viele Bescheidenheit gesehen; er lässt es sich kaum merken, dass er ein Buch kennt. Für alles, was Gelehrsamkeit heisst, und für wahre Gelehrte hat er die unbegränzteste Verehrung, und für Sie also eine Hochachtung, der nichts gleicht: Ihr Werk von geschnittenen Steinen kann er auswendig,[1] und Lessing hat über den antiquarischen Briefen sich allen seinen Hass zugezogen. — — —"

Sonnenfels.

VI.

Wien, den 5. März 1769.

Die Angelegenheit Ihres Freundes hat eine unvermuthete Hinterniss gefunden, die sie zwar nicht zerschlägt, aber doch um etliche Wochen in der Zeit zurücksetzt. Der Kaiser ist auf etliche Wochen incognito verreisst: niemand weiss wohin; und diejenigen, welche wissen, was der König der Königin in die Ohren zischelt, tragen sich von dieser geheimen Reise mit allerhand politischen Muthmassungen herum: was liegt uns daran? wenn er nur bald wieder kömmt, um dem Verlangen unsers Freundes bald den erwünschten Schluss zu geben.[2]

Sehen Sie, ich bin doch ein Mann, der Ihnen mit der Achtung zu begegnen weiss, die ein armer Schriftsteller dem Kunstrichter schuldig ist: Ich sende Geschenke voraus, um Ihr Angesicht gegen mich heiter zu machen:

1. Das Diploma von der Akademie, welches ich Ihnen nebst den Statuten im Namen der Akademie übersende:[3] Sie erlassen mir doch den Ceremonielbrief? folgt

2. der Schluss meiner Theatralbriefe mit einem Briefe an

---

[1] „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke", Altenburg 1768.

[2] Kaiser Joseph II. hatte seine erste Reise nach Italien angetreten, auf welcher er am 15. März zu Rom eintraf.

[3] Der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, deren damaliger beständiger Secretär und deren Präsident Sonnenfels seit 1810 gewesen.

Sie: wir bekommen hier alle Journale so spät, dass ich mir nichts von den Kritiken der Bibliothek zu Nutze machen können.

3. Sende ich Ihnen den Schluss von den Literaturbriefen, die es sehr kurz gemacht haben, vermuthlich haben sich Heufeld und Klem, die Hauptverfasser davon, gefühlt.[1] Ich werde gleich mehr von diesen Leuten sprechen.

4. Kommt mit ein Exemplar des ersten Theiles meiner Sätze: ich zweifle, ob dieses Buch, so wie es liegt, auf einer protestantischen Schule zu brauchen sein dürfte: aber ich glaube, dass die Hauptgrundsätze anwendend seyn könnten. Der zweyte Theil, so die Handlung enthält, und etwan in 8 Wochen fertig sein wird, kann gewiss die Grundlage eines guten Commerzial-Collegiums sein. Sie werden schon damit bedient werden. Sollten Sie ein Buch von dieser Art in Ihrer Bibliothek[2] oder auch in Hallischen Blättern recensiren: so bitte ich, auf die Materie vom Berufe; von Verminderung der Studierenden, von der Tortur, von Asylen, und Strafen, ein wenig aufmerksam zu seyn. Mein Mann ohne Vorurtheil dient hie und da zur Erörterung. Bey einigen Materien habe ich durchgedrungen: z. B. bey den Asylen: man hat mir Anfangs ein Verweissdekret darüber gegeben; aber endlich ist zur Untersuchung der Sache eine eigene Hofcommission niedergesetzt worden, welche vermuthlich die Asyla sehr beschränken wird. In der Abhandlung von Strafen habe ich einen Zweifel auf-

---

[1] „Briefe über die neuere österreichische Literatur von Klemm." Wien 1768. — Franz Heufeld (geb. 1731 zu Meinau im damaligen Vorderösterreich, gest. 1795 zu Wien) war dramatischer Dichter, und verfasste unter andern das Lustspiel in zwei Aufzügen „der Geburtstag" (Wien, 2. Aufl. 1767), über welches er mit Sonnenfels in anhaltenden Zwiespalt gerathen war, und anlässlich dessen er das Lustspiel: „die Kritik über den Geburtstag" schrieb. (Heufeld ist auch der Verfasser der „Briefe Charlottens" in der 1765 von Sonnenfels herausgegebenen Wochenschrift: „Der Mann ohne Vorurtheil".) — Christian Gottlob Klemm (geb. 1736 zu Schwarzenberg im sächsischen Erzgebirge) war Schriftsteller, Theatersecretär und Lehrer, und er hatte bereits 1762 als Corrector in der Trattnern'schen Druckerei das Wochenblatt „die Welt" — das erste in Wien — gegründet, welchem er im Jahr darauf ein zweites: „der österr. Patriot" folgen liess.

[2] „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften". Halle, 1768—72.

geworfen, der unsere Rechtsgelehrten stutzen macht: ich beweise gewisser massen, dass die Regenten kein Recht haben, einen Missethäter zu begnadigen: weil sie ihn nur dann mit dem Tode strafen können, wenn es *remedium necessarium ad tutandam reipublicae salutem* ist: auch die gewöhnlich angenommene Meynung: *quod poena sit satisfactio ad publicum*: habe ich wankend zu machen gesucht.

Ich mache Ihnen gleichsam einen Auszug aus einem Buche, das Sie, nach meinem Wunsche doch selbst lesen sollen: ich bin neugierig Ihre Meynung zu hören, und werde stolz seyn, wenn ich Ihren Beyfall verdiene.

Fast fürchte ich mich Ihr Urtheil über meinen Mann ohne Vorurtheil zu wünschen! es ist eine im Ganzen wunderliche Rhapsodie: aber in einzelnen Theilen. — Aber kein Wort vor hinein; Sie sollen mir es selbst melden, was Sie von meinen Schriften denken, von dem M. o. V., von meinen Reden auf Theresien, dem Bilde des Adels, u. s. w.

In dem Reiche der Literatur ist bey uns nichts merkwürdiges vorgefallen. Aber der grosse Gegenstand der allgemeinen Erwartung ist die Schaubühne, welche ein junger reicher Wechsler, mit Namen Bender übernommen, und die Aufsicht darüber Heufelden aufgetragen hat. Heufeld nahm Klemmen zum Theatralsekretär und Gehülfen an: und Sie sehen wohl, dass ich, unter solchen Aspekten, meine Briefe über die Schaubühne nicht fortsetzen konnte. In dem letzten Blatte finden Sie die Verheissung der neuen Impressa; ich wünsche aufrichtig, dass sie in Erfüllung gehen:[1] mein Schluss ist ein wenig näckisch: Sie erinnern sich doch der Anrufung in Lucanus:

Quod si non aliam venturo fata Neroni etc.

Darauf habe ich angespielt. Bender ist entschlossen einige zwanzigtausend Gulden auf die Verbesserung der Bühne zu

[1] Uebrigens wurde noch in diesem Jahre (1769), trotz des bestehenden Verbotes, der Versuch gemacht, demoralisirende Improvisationen auf der Bühne anzubringen, und zwar durch die sogenannte „Badener Truppe" des Johann La Roche — des späteren „Kasperl" —, die in der Leopoldstadt spielte und bereits daran war, ihre Possen auf dem Theater nächst dem

wenden: prächtige Schauspiele werden wir haben; nun sollten sie nur auch gut gewählt, und vorgestellt werden.

Zwar verschreibt man, woher man immer kann, Schauspieler und Schauspielerinnen; aber leider haben wir in Deutschland nirgend was Bedeutendes. R***[1] hat mir von einem Abt und seiner Frau geschrieben, die viel Talent besitzen sollen; man hat sie wirklich mit guten Bedingungen beyde berufen: aber ich fürchte, es sind Schauspieler, die in einem kleinen Städtchen erträglich waren; in einer grossen werden sie vielleicht kaum anständig gehen, oder stehen können. Unsern Schauspielern fehlt überhaupt der Ton des Umgangs; und, unter uns gesprochen, das fehlt auch meistens unsern Gelehrten, und man sieht es ihren Schriften an.

Der beste R*** wird vielleicht auf mich zürnen, dass ich ihm über diesen Punkt eine freundschaftliche Vorstellung gemacht habe. Warum heisst er den sehr kleinen *** einen gnädigen Herrn? einen Staatsmann? und spricht; dass er auf Schriftsteller und Gelehrte hinab sehe? der gute Mann muss sehr glücklich sein, dass er der Verfasser einiger Blätter ist, die die Journalisten so gut waren zu loben, welche aber wegen der häufigen Localspasse bey uns wenig Anziehung haben.

Doch ich denke nicht, dass R*** zürnen wird, er ist mein sehr ämsiger Correspondent, und hat mir mein Bildniss abgefordert, um es seinem ersten Bande vorzusetzen. Ich sende es ihm mit heutiger Post: es ist mit Geschmack und Wahrheit gemahlt, wenn er nur einen guten Kupferstecher findet.

Ungerne lasse ich noch diesen Raum unausgefüllt: aber, ich habe noch 4 Briefe zu vollenden; also muss ich mich mit Gewalt von Ihnen losreissen.

Leben Sie so glücklich, als es wünscht Ihr etc.

Sonnenfels.

Kärntnerthore aufzuführen, was in Folge einer durch Sonnenfels an Kaiser Josef überreichten Vorstellung unterblieb; und am 15. März 1770 wurde durch Maria Theresia ein neues, alle Unanständigkeiten von der Bühne verbannendes Censurgesetz gegeben.

[1] Fr. Justus Riedel. (Vgl. die Note S. 33.)

VII.

Wien, den 24. Jul. 1769.

Nach einem so langen Schweigen war Ihr Brief, theuerster Freund, meinem Herzen ein rechtes Labsal: ich trug mich mit hundert traurigen Vermuthungen, und forschte mein ganzes Herz durch, ob ich vielleicht etwas geschrieben hätte, was sie beleidigen konnte.

Liebster Klotz! es ist so leicht, dass Ihnen etwas verdächtig werde, nach so vielen unartigen Begegnungen derjenigen, die Sie zu einer andern Zeit bis im Himmel, zwar nicht über Ihr Verdienst, aber immer doch erhoben hatten, und nun gegen Sie die unanständigsten Pasquille verbreiten. Die meisten dieser Schandblätter habe ich gesehen, bis auf die Anekdoten und die moralischen Beyträge. Sie schänden nur ihre Verfasser: würdigen Sie doch diesen Schmierereyen keine Antwort! ich wünschte R*** hätte für Sie auch keinen Turnierkampf angesagt; so wäre die Sache von selbst gefallen. Zwar Ihrem Ruhm kann es keinen Nachtheil bringen; er ist bey der Welt durch unauslöschbare Verdienste gegründet: aber es ist eine Schande für unsere Zeiten, dass schon seit geraumer Zeit nichts als Schmähschriften gegen den verdientesten Mann erscheinen: die Literatur leidet darunter; und die Hitze ihrer Freunde dient nur einen Streit länger zu unterhalten, der sehr ungleich ist. Sie haben einen Ruhm zu verliehren; und das haben Ihre Gegner nicht. Lessing allein ist ein Mann, der um die Literatur verdient ist, aber Lessing hat vielleicht nicht den Ruhm, der noch wesentlicher ist, den Ruhm eines so guten Mannes. Dieses Wort sey unter uns beyden auf unsere wechselseitige Ehre verschlossen, ein Zeichen meines Zutrauens gegen Sie! und in eben diesem Zutrauen fahre ich fort, Sie zu bitten: lassen Sie Ihren Mitarbeitern an der Bibliothek, alle kleinen, und oft sehr herbey gezogenen Anspielungen auf Lessingen und Herdern nicht angehen: solche Sticheleyen entscheiden nichts, aber sie erwecken den Argwohn der Partheylichkeit, und machen die gegründesten Urtheile verdächtig. Ihre Freunde müssen das Herz haben, durch edlere

Beweise, der Welt zu zeigen, dass sie Ihre Freunde sind! und Sie, mein Freund, widerlegen alle Verläumdungen am kräftigsten, wenn Sie fortfahren die Welt durch ewige Schriften aufzuklären.

Abt ist wirklich nicht selbst von hier gegangen, sondern verabschiedet worden, weil er so gar erbärmlich ist: so elend als er den Orosman gespielt, habe ich mir ihn gar nicht denken können. Das Publikum wollte das Stück gar nicht zu Ende kommen lassen: also gab man ihm nach der ersten Rolle die Beurlaubung: seine Frau ist etwas erträglicher, doch mehr auch nicht; und ich wünschte, R*** hätte sie nicht empfohlen, man hat dadurch gegen ihn eine starke Vermuthung ausgebracht, die seine Urtheile über die Schauspieler verdächtig machen. Ich habe ihm das in einem Briefe gesagt: er findet Abten selbst elend. Wirklich hat man bey Ihnen eine gar zu geringe Idee von unsern Schauspielern: Sie wissen, dass ich nicht heuchle: aber ich kenne das Kochische Theater: kaum würde Brückner bey uns erträglich gefunden werden.

Kommen Sie nur einmal zu uns! und, wenn Sie die Reisekosten schrecken, so habe ich Freunde, die sich eine Freude machen werden, Ihnen alles anzubieten, was Ihnen eine solche Auslage erleichtern kann: es geschähe ohne hin, um unsers Vergnügens willen; wir würden uns die Freude, Sie von Person zu kennen, und zu umarmen, gerne um jeden Preiss verschaffen. Ich würde Sie dem Kaiser vorstellen lassen: Sie würden bey mir wohnen, und, auch Ihre Reise nützlich zu machen, würde ich Sie in unsere Bergwerke nach Ungarn führen, welche Reise Ihrer Neugierde werth ist. Nehmen Sie meinen Antrag zum Bedenken: ich habe ihn von Herzen gemacht:

R*** hat mir zwar lange nicht geschrieben, und ich vermuthete, er zürnte; aber vor kurzem erhielt ich das freundschaftlichste Schreiben von ihm, wo er sein langes Schweigen sehr rechtfertiget. Er kann gegen Sie nicht lau seyn; und er wird es nicht. Seine Umstände werden auf Ihren Briefwechsel einen Einfluss gehabt haben. Sie wissen doch, dass ihm seine Braut gestorben. Ich danke Ihnen vorhinein für die Beurtheilung meiner Grundsätze und Ihrem Beyfall. Ich werde wegen

der H*** häuser Ihnen einst in einem eigenen Briefe meine Meynung eröffnen. Die — — — — ist abscheulich: aber ich hoffe sie wird nicht lange dauern, und diese Hoffnung gründe ich darauf, dass meine Grundsätze von der Kaiserin und dem Staatsrathe auf allen Universitäten zum Vorlesebuch vorgeschrieben worden: ich habe schon 6 Schüler von mir in unsere Provinzen, als Lehrer der Kameralwissenschaften gesendet; und diese Lehrstühle hat man erst gestiftet: also habe ich Grund zu erwarten, dass meine Grundsätze allgemein verbreitet werden.

Haben Sie nicht eine Abhandlung von der Theuerung in grossen Städten bey Hilschern gedruckt gesehen?[1] die elenden Buchdrucker! immer künsteln sie, und verstehen doch nichts, und verhunzen alles, und schieben offenbare Lächerlichkeiten ein. In dieser Abhandlung S. 8 steht, und „in der Masse der Bevölkerung unwerthe Geschöpfe ausmachen", es stand im Manuscripte Unwerthe *non valeurs:* der klügere Correktor, dem das arabisch war, macht da eine solche, ich darf sagen, Säuerey. Itzt habe ich bereits 16 Bogen von dem 2. Theile meiner Grundsätze abgedruckt: und künftigen Monath halte ich eine Rede in der Akademie: von der Urbanität der Künstler.

Sie sind eine besondere Zierde der Akademie: bey uns ist keine Taxe, und keine Etikette, wenn Sie der Akademie in einem kleinen Briefe danken wollten; so ist es eine unterscheidende Ehre: den Brief aber richten Sie nur an mich, als den Sekretär, der in seinem Namen die Correspondenz der Akademie zu führen berechtigt ist.

Ich wünschte wohl alle Ihre deutschen Schriften zu haben; hier kann man sie nicht sammeln! darf ich Sie bitten, sie mir von einem Buchhändler übersenden zu lassen.

Zum Beschlusse eine kleine Bitte: ich arbeite an einer Schrift über die Phisionomie: ich kenne den la Porta, und die Schriftsteller, so er anführt, auch die *Lettres philosoph. sur la Phisionomie;* und le Bruns Zeichnungen. Wissen Sie noch mehrere alte und neue Schriftsteller, die hievon handeln;

[1] „Abhandlung von der Theuerung in Hauptstädten und dem Mittel derselben abzuhelfen." Leipzig 1769.

so unterrichten Sie mich davon, ich möchte gern alles lesen, was hieher einschlägt.

Nun aber leben Sie vergnügt, und eingedenk etc.

Sonnenfels.

VIII.

Wien, den 3. Sept. 1769.

Meine Theresia wünscht den Augenblick mit vieler Ungeduld herbey, wo sie, ich darf ohne Zweifel sagen, meinem theuren Klotz persönlich für seine gewogenheitsvolle Erinnerung danksagen könne. Sie kennet meinen Freund aus einigen seiner Briefe, und verehret ihn über alles das Vortrefliche, so ich von seinen Verdiensten ihr zu sagen verpflichtet war.

Wie sehr muss es mich in den Augen aller Welt ehren, wenn so ein Mann mir ein so stattliches Denkmal seiner Freundschaft aufführen will, als Sie durch die zweyte Auflage des schönen Werkes von geschnittenen Steinen, gesinnt sind! Aber ohne Ziererey, ohne eine tückische Bescheidenheit gesprochen: können Sie diese Zuschrift in den Augen der Welt rechtfertigen? was habe ich gethan, thun können, das diese Ehre verdient? werde ich Ihnen nicht sagen müssen, was mein Kaiser zu mir sprach, als ich um die Erlaubniss bat, ihm meine Polizey zuzueignen: was können Sie von mir sagen, darüber ich nicht als über einen unverdienten Lobspruch erröthen müsse? Mein Wille, der Literatur und den Wissenschaften einen Dienst zu leisten, das ist alles. — Mag es also die Welt als ein unentgeltliches Geschenk ihrer Liebe ansehen die Welt, welche mit uns Zeitgenossen ist: und mag die Nachwelt, auf welche ihr Ruhm immer lebhaft wirken wird, wenn sie meine Versuche längst wird vergessen haben, mag sie Klotzen für einen Bürgen annehmen, dass ich nicht ohne Verdienste war.

Eine fast ähnliche Ehre hat mir R*** im — — — — zugedacht; ich weiss nicht, ob er das thun wird, was er vor vielen Monaten zu thun willens war: er ist in seinen Zuschriften gegen mich sparsamer; aber immer in dem wärmsten Tone der Freundschaft: ich weiss nicht, warum mein Herz

sich beständig dem Gedanken widersetze, R*** wäre nicht mehr Ihr Freund: in meinen Briefen redet er beständig mit der Hochachtung, die Sie verdienen, immer mit einem gewissen Antheil — und auch er ist ein Genie, das Klotzens Aufmerksamkeit verdient. Mein lieber Freund! lassen Sie sich doch nicht durch das Zutragen solcher Leute in ihrer Liebe gegen ihn irre führen, deren Glaubwürdigkeit eben darum verdächtig wird, weil sie zutragen: R*** hat nicht von Ihnen ohne Hochachtung gesprochen, dann er konnte es nicht: es liegt vielleicht gewissen Leuten daran, Sie mit ihm zu entzweyen, von denen diess Gewäsch herrührt. Müsste ich nicht längst auch schon Ihr Feind seyn, wenn solch Zeug in meiner Seele nur einigen Eindruck machen könnte: es ist hier ein Officier, der öffentlich behauptete, mit Ihnen gespeisst zu haben, da Sie von mir auf das Verächtlichste gesprochen hätten: anstatt diess zu glauben, was that ich? ich veranlasste es, das dieser Mensch um die Zeit gefragt ward, da diess geschehen seyn soll: damals, versetze er, ohne sich lange zu bedenken, als er vor zwey Jahren nach Halle kam: er liess sich bey Klotzen melden, aber er ward nicht vorgelassen. Ich war vor zwey Jahren in Leipzig; der Mann urtheilte also, ich wäre auch in Halle gewesen, und baute darauf seine Lüge. Er ward aber davon überführt; der Herr, an dessen Tische diese Rede vorkam, sagte ihm trocken: ihre Zeitrechnung muss sehr unrichtig seyn, Sonnenfels kam nie nach Halle. Wenn Sie wollen, so will ich R*** über diesen Punkt ausholen: es ist nicht möglich, sage ich noch einmal, dass der Mann Ihre Freundschaft nicht erwiedere.

Weisse mag wohl ein wenig kalt gegen Sie seyn: und diess von Rechtswegen; warum veranstalten Sie auch eine Bibliothek, die der seinigen so nachtheilig ist. Ich kenne ihn von Person; er hat mir ohnlängst geschrieben, und mich versichert, ich gehörte unter die klassischen prosaischen Schriftsteller Deutschlands: meine Dramaturgie wäre gewissermassen nutzbarer als die Lessingische: aber es scheint, er hat nicht das Herz, so etwas von mir vor aller Welt zu sagen, da er weder meiner Briefe, noch meiner andern Wochenblätter in seinem Journal erwähnt.

Wissen Sie denn nicht, ob die allgemeine Bibliothek mich

mit Ehren durchkommen lassen? ich bin, wenn ich wo angegriffen werde, fest entschlossen, mich nie zu vertheidigen; das ist mein Plan in Absicht auf die Kritik.

Wenn man gegründet tadelt; so will ich die getadelten Stellen verbessern, oder weglassen: ist der Tadel ungegründet; so lasse ich die getadelte Stelle stehen; das ist statt der Antwort.

Bis itzt hat man mir immer so gut mitgefahren: ich werde dadurch nicht verwegen gemacht. — Hätte man mich übel recensirt; so würde ich auch dadurch nicht seyn abgeschreckt worden. Ein Schriftsteller muss immer selbst von seinem Werthe ein Gefühl haben, *perriturae parcere Chartae* —

Herr Klem, damit ich auf ihn komme, ist schon lange bey uns: ich habe ihn in grosse Häuser zu empfehlen Gelegenheit gehabt, und er ist noch immer verurtheilt, eine elende Dramaturgie zu schreiben. — Im vorbeygehen: er triumphirt mächtig, dass in Ihrer Bibliothek Abt und sein Weib als eine gute Aquisition für das hiesige Theater gerühmt werden: ich selbst wünschte diese Stelle weg: denn so was Elendes, als diese Leute, wüsste ich nicht gesehen zu haben: es wäre dann noch einmal die — — — Dramaturgie.

Ich habe Ihnen darüber einige Erläuterungen verheissen: hier sind sie, vielleicht mögen sie Ihnen dienen.

Der Unternehmer ist Herr v. Bender, ein Wechsler, der grosses Vermögen hat, und in der That sehr viel darauf wendet, um das Theater auf einen guten Fuss zu setzen: er verliehrt wirklich viel: das hindert ihn nicht, seine Verbesserung durchzusetzen; er lässt nur gute Stücke, so gut man sie hat, aufführen; und damit das Publikum sich daran gewöhne, hat er die prächtigsten Noverrischen Ballete mit dabey: es lässt sich vermuthen, dass etwas damit zu Stande kommen werde. Wenn es nur in der Welt gute deutsche Akteurs gäbe!

Wie? keine guten Akteurs? und Klem hat so von einem vollkommenen Steigentesch, von einer vollkommenen Teutscherin, von einem vollkommenen Stephani (dem jüngern) gelärmt? — das war es eben, wo ich Ihnen etwas darüber zu sagen hatte.

Dieser Steigentesch, den Klem für einen so grossen

Schauspieler angiebt, ist ein Anfänger, der eine unangenehme, immer entlehnte Stimme hat; der jede Kleinigkeit mit emphatischen Tone herauswürgt; der den Kopf zwischen die Schultern steckt, da sonst seine Figur artig wäre; der mit seinen Geberden unnatürlich weit ausholt, und gerade das von Stephani dem ältern nachahmt, was dieser an sich unangenehmes hat. —

Diese Teutscherin ist gleichfalls ein Mädchen, die nie eine Bühne betreten hat, mit der unangenehmsten und unverständlichsten Stimme von der Welt, einer unverständlichen Aussprache, ohne Einsicht, mit gezwungenen Gebehrden, welche sie von Roverren gelernet hat, der eine Tänzerin ganz wohl unterrichten wird, aber die Gebehrde der Schauspielerin ist von jener sehr unterschieden. Ihr Gefühl muss wenigstens sich sehr unglücklich ausdrücken: denn im Schmerzen scheint sie zu lachen: im Fischbeinrocke kann sie nicht gehen. —

Und diese beyden Neulinge spielen, und wollen nur erste Rollen spielen: eine Vorstellung von Naninen hätten Sie sehen sollen, da machte Steigentesch den Baron — Teutscherin Naninen, und zum Unglücke Bruckmannin, welche sonst die Soubretten leidlich spielt, machte die Baronin: das Mensch wusste gar nichts an diesem Platze anzufangen, sie spielte als ein wahres Trödelweib.

Der jüngere Stephani hat viel Natur zu dem mürrischen Alten, wie Storrenfels — auch zu den Bauren, wie Herzog Michel: den Simon in Gessners Erast; solche Rollen spielt er unverbesserlich, aber wenn er nur den geringsten Anstand in einer Rolle haben muss, da ist er nicht zu sehen: er weiss keinen Fuss zu setzen, hat nur zwo Hände zu viel, und ganz keine Gebehrde, die was taugte, also im hohen Komischen und Tragischen ganz unbrauchbar: aber auch in chargirten Väterrollen nicht zu sehen, denn er faselt unerträglich, lärmt, trippelt, dass mir darüber der Schweiss ausbricht.

Das sind die neuen Eroberungen: die junge Jaket ist ein vortrefliches Mädchen, schade dass sie nicht sehr fein hört, aber sonst die angenehmste Figur, eine schöne Hand und edle Gebehrde, Gefühl, Anstand, nur ihre Stimme muss noch mehr bearbeitet werden.

Ein Wort von Herrn Hetzendorf v. Hochberg, dem Theatraldekorateur, dessen Contour Klem so sehr rühmt: Sie dürfen mir glauben, weder die poetische, noch die malerische Composition taugt etwas: Haltung ist ganz keine beobachtet, ein grosser gelber Fleck, in dessen Mitte Apoll weder steht, noch sitzt, sondern wie man sagt, häuzelt, denn man sieht nicht, worauf er sitze: die Figur des Apoll ist sehr unedel und klein. Hingegen stehen drey Grazien auf einem Flecke, so eine Wolke seyn soll, in einer ziemlichen Höhe, und dennoch in einer Colossollischen Grösse: eine dieser Grazien, unter andern, hat ihr Gewand um den H**** geworfen, wo der Maler es völlig, wie ein nasses Gewand angelegt, und noch den Uebelstand beobachtet hat, das Gewand, wo sich der H**** theilet, mit einem Schatten hinein zu drücken, das steht gerade zu, als hätte sich die Grazie unrein gehalten, und das Hemde wäre ihr angepicht. Hinter dem Schein des Apoll ist ein Adler mit dem Kopfe hervorragend, der, ich weiss gar nicht wie, dazu kömmt.

Von diesem Manne, dessen Theater alle sehr buntschäckicht, unendlich chargirt, und ohne alle Wirkung in der Ferne sind, weil er die Vertheilung der Lichtmassen nicht versteht, und meistens das obere Licht, oder Mittag annimmt, mithin keine grosse Parthien, keine Schlagschatten hat, welche so schöne Wirkung machen, und eine Wirkung des Lichtpunktes von 10 Uhr frühe, oder gegen die Neige des Tags sind, von diesem Manne macht Klem so viel Aufhebens, und von Noverrens Balleten ist er so trocken, wo er doch davon so viel hätte sagen können.

Der Recensent meiner Briefe, dem meine Beschreibung von Noverrischen Balleten so wohl gefällt, hätte nicht sagen sollen: das wären die zwoen einzigen; im 3. Theile des Mannes ohne Vorurtheil v. X. Stück angefangen, habe ich eine kurze Theorie von den Balleten gegeben, auf die Klem ganz wohl verwiesen werden kann.

Vergeben Sie die Unordnung dieses Briefes: ich sende Ihnen ehestens den 2. Theil der österreichischen Bibliothek, meine Handlungswissenschaft, einen schönen Medaillon auf des Kaisers Reise, und erwarte von Ihrer Güte, alles, was Sie mir

immer senden wollen: es ist schätzbar, weil es Ihr Werk ist. Die Censur wird mir keinen Anstand machen. Lieben Sie Ihren etc.

Sonnenfels.

IX.

Wien, den 9. März 1770.

Recht sehr, mein theuerster Klotz, bin ich Ihnen dafür verbunden, dass Sie sich durch kleingesinnte Leute von Ihrer Gewogenheit gegen mich nicht abbringen, dass Sie sich in Ihrer guten Meynung von meinem Herzen nicht irre machen lassen. Ich habe Stolz genug zu sagen, dass ich mich von niemanden in der Welt von dieser Seite will übertreffen lassen.

Selbst der Vorwurf, den Sie mir wegen meiner theatralischen Promemoria machen, ist mir lieb, weil er eine kleine Hitze anzeigt; diese Art von freundschaftlicher Eifersucht ist ein Beweiss Ihrer Liebe, um die ich Sie immer bitten werde. Erst also will ich mich darüber rechtfertigen; dann soll auch meine Reihe kommen, Ihnen Vorwürfe zu machen.

Sie wissen, ich bin mit Riedeln[1] in einem Briefwechsel: mir hat, ausser Heufelden, niemand vorwerfen können, dass ich aufgehört habe, diese oder was immer für eine Art von Freundschaft fortzusetzen. Riedel ist jedoch mit seinen Briefen an mich sparsam; ich antworte nicht öfter. Aber da mir daran lag, dem Eindruck, welchen Nikolais hämische Nachricht von mir etwan in Deutschland machen dürfte, etwas, und zwar bald entgegen zu setzen, welches beweisen könnte, dass meine Absicht; als ich schrieb, patriotisch sey, dass Sonnenfels von seinen Monarchen geschätzt werde; so sah ich mir hiezu seine Zeitung aus; nicht Ihre Bibliothek, theils weil ich nicht wusste, dass Sie solche Nachrichten da würden einrücken lassen; denn gewöhnlicher Weise thun Sie so was nicht; hauptsächlich aber, damit ich nicht dadurch zwischen Ihnen und Nikolai einen

---

[1] Fr. Just. Riedel, geb. 1742 bei Erfurt, gest. 1785 wahnsinnig im Markus-Hospital zu Wien, schrieb: „Theorie der schönen Künste und Wissenschaften", I. Jena, 1767, und war auch Mitarbeiter an der von Klotz herausgegebenen „Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften".

neuen unangenehmen Auftritt öffnete: Sie würden aus Freundschaft etwas auf jenen angespielt, dieser würde entgegen gestichelt haben. — Uebersehen Sie mir den Provinzialausdruck seiner Eigentlichkeit wegen — ich würde also der Gegenstand eines Zankes gewesen seyn, der keinen Nutzen bringt. Endlich erinnern Sie sich auch, dass Sie mir geschrieben, Sie würden auf diese Ostermesse mit Ihrer Bibliothek schlüssen! konnte ich also wohl glauben, es wäre am Schlusse einer kritischen Schrift, da man den Lesern vor der Beurlaubung so manches zu sagen hat, Platz für solche Kleinigkeiten, die ganz nicht für den Druck zugeputzt sind?

Da ich mich nun ganz gegen Sie gerechtfertiget, so sagen Sie mir, liebster Klotz! warum bin ich nicht auch unter der Zahl der Schriftsteller, deren Herzen und Denkungsart Sie von dem Haufen unterscheiden? warum lese ich meinen Namen nicht bey denjenigen, gegen welche Sie eine so warme Liebe empfinden?

Ganz unfehlbar würde ich mir lieber hier ein Plätzchen wünschen, als in allen Bibliotheken in der Welt, und am meisten, als in der — — — — deren Verfasser, ****, es der Himmel zu Gnaden halten möge, dass er mich so sehr gelobt, und wohl gar besungen hat. Es geschah gewiss nicht vorsetzlich, dass ich Ihnen den Sammler — den Verfasser kann man doch nicht sagen — nicht genennet: ich selbst hielt lange ihn einerlei mit dem Verfasser der Briefe über die — — — — obgleich jene mich tadelten, dieser zu seinem Helden zu machen schien; so was ist nicht verwunderlich, die Umstände und Aussichten konnten sich geändert haben: mit diesen ändern solche Leute ja auch ihre Töne.

Hat doch Klem neulich in einem Blatte von mir geschrieben, dass ich zu edel dächte, an Streitigkeiten, die verjährt sind, zu gedenken — Der Verfasser des grünen Huts nennet mich edel: er hat sein Sekretariat bey der Schaubühne, und seine Interimsdirektion (Affligio hat Heufelden beurlaubt)[1] niedergelegt, ist katholisch geworden, und nun Sekretär beym

[1] Oberstlieutenant von Affligio war damals der Pächter des Kärntnerthor-Theaters.

Fürst Kevenhüller. Schreiben Sie mir doch, wie weit Sie seine Theaterblätter haben, damit ich sie Ihnen ergänze!

Von Klem auf Bernardon[1] der Abstand ist nicht so gross. — Diesem Gaukler hat Affligio nun die Direktion aufgetragen, weil er ihm von einem Cavalier Vorschuss zuwege gebracht, — und der Hof duldet es? die Frage ist natürlich, aber nun wundern Sie sich — mein zweytes Promemoria gegen das Extemporiren, welches dieser Gaukler wieder einzuführen suchte, hatte die gewünschte Wirkung; das Extemporiren ist auf ewig verbothen; und da man den Impressarius wegen seines Pachtkontrakts nicht hindern kann, jemanden, wem er will die Aufsicht zu geben; so hat man mich — zum Theatralcensor gesetzt. Dieser Vorfall ist in der Geschichte der hiesigen Schaubühne wichtig: ich habe sogleich ein Promemoria; wie die Censur einzurichten wäre, eingerichtet, welches vom Hofe mündlich schon genehm gehalten worden, worüber ich noch die schriftliche Entschlüssung erwarte. Ich sende es Ihnen mit künftiger Post in Abschrift.

Dieser Gedanke des Hofs kann uns gewissermassen in Augen Deutschlands wieder zu Ehren bringen, da man wegen Bernardon sehr über uns zu spotten berechtigt war: er beweisst zugleich, dass man das Theater auf einen bessern Fuss zu setzen gedenke, weil man es dem unversöhnlichen Widersacher des Unflaths und der Unsittlichkeit unter die Geissel giebt.

Leben Sie, mein theurer Freund, so glücklich, als es mein Herz wünschet: und versichern Sie mich bald Ihrer unveränderten Liebe.

Sonnenfels.

---

[1] Unter diesem Namen folgte bekanntlich Joseph Felix von Kurz dem Schlesier Stranitzki als Hanswurst des Wiener Leopoldstädter Theaters, für welches er 1737—1774 eine Menge gemeine Possen schrieb.

NACHTRAG ZUR EINLEITUNG.

Als „Nachtrag zur Einleitung" sei hier angeführt, dass dem Herausgeber während des Druckes das vollständige Manuscript der in der Note S. IV erwähnten, die Geschichte der deutschen Literatur behandelnden Heidelberger Vorlesungen Prof. Holtzmann's zur Verfügung gestellt wurde. So wie darin die ganze, von grösster Gelehrsamkeit und Selbständigkeit des Urtheils Zeugniss gebende und zugleich prägnant geistvolle, oft ganz originelle Darstellung des gesammten deutschen Literaturlebens von höchstem Interesse ist, so ist diess besonders auch bezüglich der Ausführungen über Nicolai, über die Literaturbriefe und über Lessing überhaupt der Fall. Hier soll nur bezüglich der Ansicht Holtzmann's über Lessing's Verhalten zu Klotz gesagt werden, dass der in der „Einleitung" dieser Publication ausgesprochene Standpunkt dadurch in der entschiedensten Weise seine vollständige Rechtfertigung erhält.

Doch sagt auch schon — was hier ebenfalls nachträglich erwähnt sei —Th. W. Danzel in seinem verdienstvollen Werke: „Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke" (Leipzig, 1852) II, S. 231: „Bemerkt muss jedoch werden, dass die Darstellung dieses Abschnittes in Lessing's Leben früher nicht ganz unparteiisch gehalten worden ist, da man von vorn herein für Lessing Partei nahm, als wenn dessen Ruhm es erforderte, von Anfang an und in allen Stücken unbedingt Recht zu behalten." — Und II, S. 247 heisst es: „Dass übrigens Lessing, um nur nicht Klotz Recht behalten zu lassen, manche seiner Sätze (im Laokoon) nach der Hand einschränkte und die Begriffe nicht überall mit der ganzen Strenge der einmal gegebenen Definition festhielt, musste auch sein gelehrter Ausleger und Freund, Eschenburg, in gewissen Fällen zugeben. (Zusätze zu den „Briefen antiquarischen Inhalts" [Lessing's Schriften, Berlin 1828] XXXI—XXXII, wo sogar Klotz hie und da durch Ausführungen gerechtfertigt wird.)"

ANHANG.

I.

DIE WERKE VON SONNENFELS IN CHRONOLOGISCHER FOLGE.

1. Vorrede zu seines Vaters Buch: *Controversiae cum judaeis prodromi, libri 4.* — Wien, 1758.
2. Ankündigung einer teutschen Gesellschaft in Wien. — Wien, 1761. 8.
3. Rede von der Nothwendigkeit seine Muttersprache zu bearbeiten. — Wien, 1761. 8.
4. Rede auf Maria Theresia. — Wien, 1762. 8.
5. Einleitungsrede in die akademischen Vorlesungen. — Wien, 1763. 4.
6. Vom Zusammenflusse. Eine Abhandlung. — Wien, 1764. gr. 8.
7. Betrachtungen über die neuen politischen Handlungsgrundsätze der Engländer. — Wien, 1764. 4.
8. Der Vertraute. Eine Wochenschrift. — Wien, 1764. III. 8.
9. Das Gesicht des Sohns Sela Haschemesch, das er gesehen hat über Franzen I. — Wien, 1764. 4.
10. Gedicht auf den Tod Kaisers Franz I. — Wien, 1765. 4.
11. Der Mann ohne Vorurtheil. Eine Wochenschrift. — Wien, 1765. III. 8. — Neue Aufl., Wien, 1769. 8; 1775. 8.
12. Gesammelte Schriften. I. Bd. — Wien, 1765. 8.
13. Grundsätze der Polizei-, Handlungs- und Finanzwissenschaft. 3 Thle. — Wien, 1765—76. — 7. Aufl. ebd. 1805. — I. Th. 8. Aufl., 1819.
    (Dasselbe, im Auszug v. Fr. X. Moshamm in Tabellen gebracht und zu seinen Vorlesungen eingerichtet. — München, 1787. 8. — 2. Aufl. 1801. 8. — 3. Aufl. 1820. gr. 8.)
14. Auf den Tod des Feldmarschall Dauns. — Wien, 1766. 4.

15. Das weibliche Orakel. Eine Wochenschrift. — Wien, 1767. 8.
16. Theresie und Eleonore. Eine Wochenschrift. — Wien, 1767. 8. — Neue Aufl., Wien, 1769. 8; 1775. 8.
17. Versuche in politischen und ökonomischen Ausarbeitungen zum Nutzen und Vergnügen. — Wien, 1768.
18. Das Bild des Adels. Eine Rede. — Wien, 1768. 8.
19. Briefe über die Wienerische Schaubühne. — Wien, 1768. IV. 8.
20. Ermunterung zur Lectüre an junge Künstler. Eine Rede. — Wien, 1768. 8.
21. Von dem Verdienst des Porträtmalers. Eine Rede. — Wien, 1768. 8.
22. Vorstellung an den Hof, dass öffentliche Ergötzungen den guten Sitten nicht zuwiderlaufen dürfen. — Wien, 1769.
23. Abhandlung von der Theuerung in Hauptstädten, und dem Mittel, derselben abzuhelfen. — Leipzig, 1769. Wien, 1770.
24. Freimüthige Errinnerungen an die deutsche Schaubühne über die Vorstellung des Brutus. — Wien, 1770. 8.
25. Ueber die Vorstellung des Brutus. — Wien, 1771. 8.
26. Ueber die Liebe für's Vaterland. — Wien, 1771. 8. Neue Aufl., ebd. 1785.
27. Von der Urbanität eines Künstlers. Eine Rede. — Wien, 1772. 8.
28. Von der Bescheidenheit im Vortrage seiner Meinung. Eine Rede. — Wien, 1772. 8.
29. Von der Verwandlung der Domänen in Bauerngüter. — Wien, 1773. 8.
30. Ueber die Abschaffung der Tortur. — Zürich und Wien, 1775. 8. — Verbesserte Ausg., Nürnberg, 1782.
31. Leitfaden in den Handlungswissenschaften. — Wien, 1776. 8.
32. Leitfaden in der Polizeiwissenschaft. — Wien, 1776. 8.
33. Politische Abhandlungen. — Wien, 1777. 8. (Herausgegeben von Ignaz de Luca.)
34. Selbstbiographie. In de Luca's: „Das gelehrte Oesterreich." Wien, 1778. II. 143 ff.
35. Ankündigung von 9 Predigten über das Vater-Unser. — Wien, 1781. 8.
36. Versuch über die Grundsätze des Styls in Privat- und öffentlichen Geschäften. — 2 Thle., Wien, 1781. 8.

37. Erste Vorlesung in dem akadem. Jahrg. Herausgegeben von J. v. Retzer. — Wien, 1782. 8.

38. Erste Vorlesung nach Marien Theresien's Tode. — Wien, 1782. 8.

39. Ueber die Ankunft Pius VI. in Wien. — Wien, 1782. 8.

40. Was ist vom Bürger, jungen Kaufmann und Künstler zu halten? — Manheim, 1783. 8.

41. Gesammelte Schriften. — Wien, 1783—1787. X Bde. 8. (Im I. Bd. als Titelkupfer das Bildniss, gest. von Quirin Mark. Bildniss-Verz. Nr. 8.)

42. Gesammelte kleine Schriften. — I. —VI. Bd. — Leipzig, 1783 ff. 8.

43. Ueber den Geschäftsstyl, die erste Grundlage für angehende österreichische Kanzleibeamte etc. — Wien, 1784. 8. — 2. Aufl. ebd. 1785. — 3. v. Verf. durchges. Aufl. ebd. 1802. — 4. Aufl. 1820. — Anhang, herausgegeben von einem seiner Zuhörer. — Wien, 1787. 8.

44. Neuester Briefsteller auf alle Fälle, nebst einem Titularbuche. Wien, 1786. 2. Aufl. 1790. 8.

45. Ueber die Aufgabe: Was ist Wucher? und welches sind die besten Mittel, demselben ohne Strafgesetze Einhalt zu thun? Wien, 1789. gr. 4.

46. Abhandlung über die Aufhebung der Wuchergesetze. — Wien, 1791.

47. Vom Wucher contra Kees. — Wien, 1791. gr. 8.

48. Tabellarischer Entwurf über die Grundsätze der Polizei, Handlung und Finanz etc. — Brünn, 1791. 8.

49. Betrachtungen eines österreichischen Staatsbürgers an seinen Freund, veranlasst durch d. Schreiben d. Hrn. M.** an Abbé Sabatier über d. Französische Republik. — Wien, 1793. gr. 8.

50. Riflessioni d'un Patriotta austriaco ad un Amico, originate dalla lettera del Sr. de M*** al Sr. Abate Sabatier sulla Repubblica francese, e tradotte dall' originale tedesco da Sarchi. — Vienna, 1793. 8. (In der Familien- und Privatbibliothek des Kaisers von Oesterreich.)

51. Skizze des Feldmarschalls Grafen von Nostiz. — Wien, 1796. 8.

52. Handbuch der inneren Staatsverwaltung mit Rücksicht auf die Umstände und Begriffe der Zeit. 1. Bd. enth. nebst der allg. Einl. einen Theil der Staatspolizei. — Wien, 1798. gr. 8. (Anhang dazu: Wien, 1817. 8.)

53. Lehrreiches Alltagsbuch z. Unterr., Vergnügen u. Nachdenken. Von A--Z. — Wien, 1800. 8.

54. Ueber die Stimmenmehrheit bei Criminalurtheilen. — Wien, 1801. — 2. Aufl. ebd. 1808.

55. Adumbratio summaria institutionum politicar. excerpta etc. Jos. a. Sonnenfels. Pars I. Budæ, 1808. 8.

56. Principia polit. commerc. et rei aerar. etc. latin. reddita a Wolfgango Beke. II Tom. Pressb., 1808. 8.

57. ~~Mythe~~ auf die Vermählung Louisens ~~mit Napoleon den Grossen~~. Wien, 1810. 4.

58. Bemerkungen über die für die Hauptstadt Wien und den Umkreis derselben innerhalb den Linien erlassene neue Gesindeordnung. — Wien, 1810.

59. Ueber die am 8. Sept. erlassenen zwei Patente. Ein Antwortschreiben über folgende Fragen: Welcher Ursache ist die Verschlimmerung des Kurses zuzuschreiben? Wodurch kann derselben Einhalt geschehen? — Wien, 1810. 8.

60. Ueber öffentliche Sicherheit od. von der Sorgfalt, die Privatkräfte des Staats in einem untergeordneten Verhältnisse zu erhalten. Wien, 1817. 8.

61. Anhang zum „Handbuch der inneren Staatsverwaltung" (1798). Wien, 1817. 8.

(Hier sei noch erwähnt, dass ein wahrer Schatz von Sonnenfels betreffendem lebensgeschichtlichen Materiale aus der Zeit der Kaiserin Maria Theresia in der nach Archivalien gearbeiteten Schrift enthalten ist: „Sonnenfels und Maria Theresia. Sylvester-Spende für Freunde zum Neujahr 1859, von Joseph Feil." Wien, Druck von Karl Ueberreuter. 34 Seiten. 8. [Auf Seite 4 ist auch ein sehr reichhaltiger Nachweis von Bausteinen zu einer Sonnenfels-Biographie gegeben; doch auch hier finden sich die in diesen Blättern mitgetheilten „Briefe von Sonnenfels an Klotz" nicht angeführt.])

II.

VERZEICHNISS DER SONNENFELS DARSTELLENDEN BILDNISSE.

1. Brustbild im Dreiviertelprofil. — Gemalt v. Graff, geätzt v. Leicher. — 8.
2. Desgl. — A. Graff p., Pöchlarn sc. — 8.
3. Desgl. — „Hofrath von Sonnenfels. Gem. v. Graff, gez. (lith.) v. (Leop.) Fischer. Gedr. b. J. Rauh." — 8. (In Franz Gräffer's: „Kleine Wiener Memoiren", Wien, 1845. 3. Th.)
4. Engelhard sc. — Kl. 4. — Darmstadt, Beyerle.
5. Brustbild im Profil. Schleuen sc. — 8. — Berlin, Nicolai „Allg. Deutsche Bibliothek", 14. Bd. 1770.
6. Halbfigur im Dreiviertelprofil. — „Jos. a Sonnenfels, S. C. R. M. a consiliis gubernii Austriae inferioris, studii politici professor publ. ord. et Academiae artium unitarum Secretarius perpetuus. — F. Mesner (Messmer) pinx., J. Jacobe sc." (Schabkunstblatt.) 8.
7. Büste im Profil. — „Joseph von Sonnenfels. — Gemalt von F. Mesner (Messmer) K. K. Maler. Dem Selben (Sonnenfels) gewidmet von seinem Freund Schmuzer. In Wien zu finden in der K. K. Kupferstecherakademie." 4^{0}. Medaillon. (Prachtblatt des berühmten Wiener Kupferstechers Jakob Math. Schmutzer aus dem Jahre 1769. Vgl. Brief IV, Seite 15.) Der Wiener Kupferstecher Ferd. Landerer verfertigte ein satyrisches Gegenstück dazu, welches den Schauspieler J. v. Kurz als Bernardon darstellt. (Vgl. Note, Seite 35.)
8. Desgl. — „Sonnenfels. Qui libera posset verba animi proferre et vitam impendere vero." — Q. Mark fecit 1783.

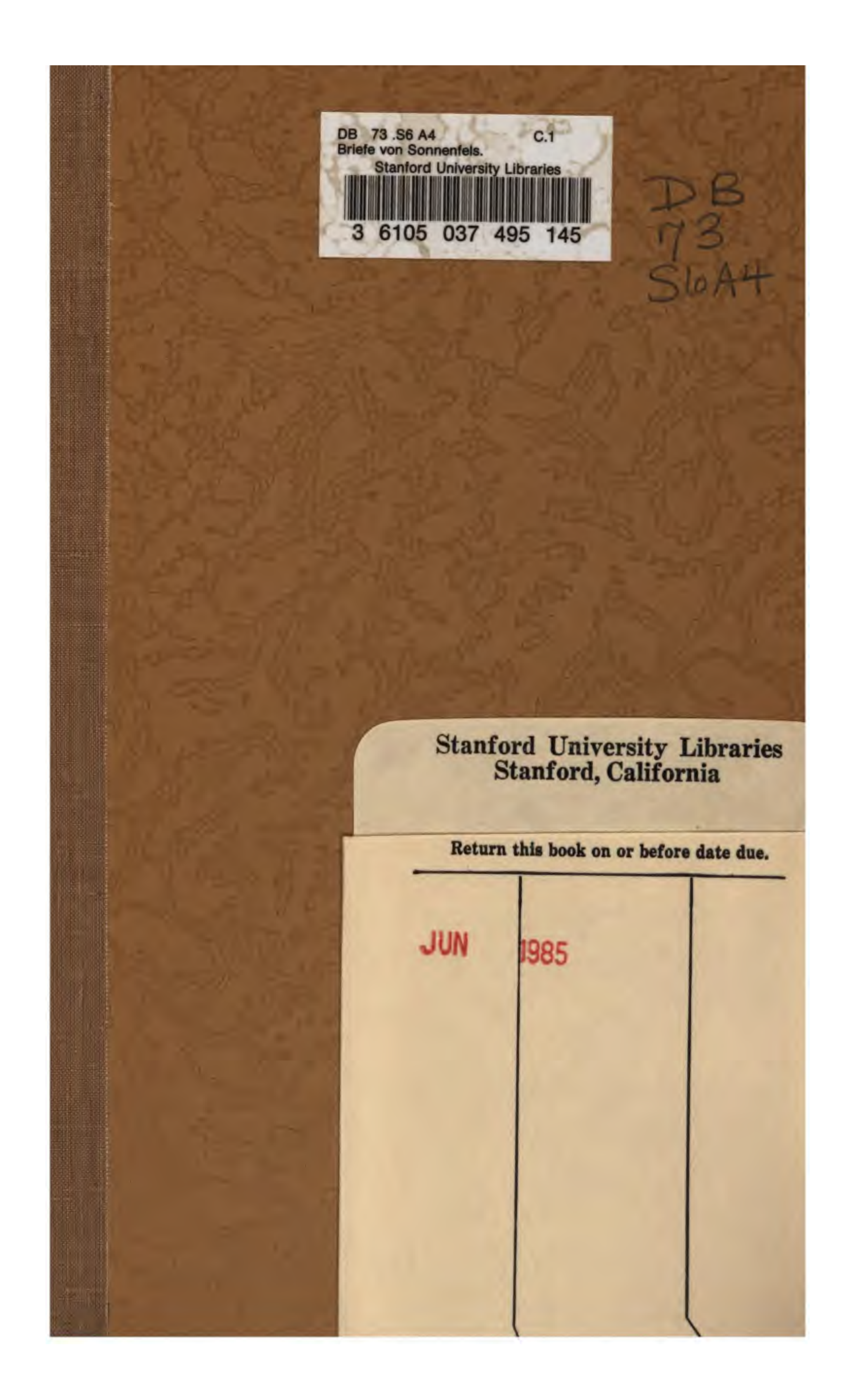
8. oval. (Im 1. Bd. der „Gesammelten Schriften". Wien, 1783. Vgl. Verz. Nr. 41).

9. J. v. Lampi p., J. Böhm sc. 1813. — 8.

10. Profil-Büste mit Haarband. — „Sonnenfels. Incorrupta fides, nudaque veritas. Hor. — Ihm selbst zugeeignet von Fr. Seraphin Göbwart, Schüler der kais. östr. Akademie der v. b. K." (Kupferstich. Fol. — Dieses ganz schöne, in der bekanntlich durch seltene Reichhaltigkeit ausgezeichneten Bildniss-Sammlung der Familien- und Privatbibliothek des Kaisers von Oesterreich enthaltene Blatt fand der Herausgeber sonst nirgends verzeichnet.)

— — —

Druck von Carl Fromme in Wien.


DB 73 .S6 A4 C.1
Briefe von Sonnenfels.
Stanford University Libraries
3 6105 037 495 145
DB
73
S6A4
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.
JUN 1985

